

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

11. (5. ordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

dhistischen Tempel chinesischen Stils. Das Neu-Guinea-Diorama zeigt uns Stephansort, vorn brandende See. Den Schluss bildet die Ausstellung von Häusern des Bismarck-Archipels mit Panorama der Marschall-Inseln und der neuerworbenen Karolinen.

Nachdem die durch das Gebotene sehr befriedigten Teilnehmer in dem Arabischen Kaffee den von dem deutschen Kolonialhaus Bruno Antelmann importierten deutschen Kolonialkaffee probiert, fanden sie sich zum Austausch der gewonnenen Eindrücke im Restaurant Printz, Ecke Alt-Moabit und Lüneburger Strasse zusammen.

II. (5. ordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. November 1899, abends 7^{1/2} Uhr im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirch-Strasse 20/21.

Vorsitzender: Geh. Reg.-Rat E. Friedel.

A. Herr Friedel macht folgende Mitteilungen:

1. Der nachfolgende Aufruf zu einem Denkmal für unser Ehrenmitglied Wilhelm Schwartz wird hierdurch bekannt gemacht und bestens der Beachtung empfohlen.

Am 16. Mai d. J. verschied hierselbst im Alter von 77 Jahren Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Schwartz, der erste Direktor des Königlichen Luisen-Gymnasiums.

Was er dieser Anstalt, was er in reichgesegnetem pädagogischen Wirken vorher dem Friedrich-Werderschen Gymnasium in Berlin und den Gymnasien in Neu-Ruppin und Posen gewesen ist, bezeugt das dankbare Gedächtnis seiner einstigen Kollegen und der zahlreichen Generationen seiner Schüler.

Aber auch über diesen Kreis der Schule hinaus ist der Name Wilhelm Schwartz aufs engste verwachsen mit den politischen Geschicken und mit der Wissenschaft unseres Volkes. Mit Begeisterung ist er allezeit eingestanden für den Ruhm und die Grösse unseres Vaterlandes und seines Herrscherhauses, mit zäher märkischer Festigkeit hat er Wache gehalten für die unversehrte Kraft der deutschen Ostmark. Für die Wissenschaft sind seine bahnbrechenden anthropologischen und prähistorischen Forschungen, desgleichen seine Beiträge zur märkischen Sagen- und Geschichtsforschung und zur Mythologie ein unverlierbarer Gewinn.

Um das Andenken dieses kernhaften Mannes aus der alten preussischen Zeit unter den Mit- und Nachlebenden dauernd fest-

zuhalten, sind die Unterzeichneten zur Errichtung eines Denkmals des Verewigten zusammengetreten. Geplant ist zunächst eine auf einem Sockel sich erhebende Bronzestatuette von würdiger Grösse und Ausführung. Als der geeignetste Platz für eine solche erschien der an der Kreuzung der Turm- und Wilsnackerstrasse gelegene Teil des Schulgartens, so dass das eiserne Bild des Direktors Schwartz der Schule angehört, an der er zuletzt gewirkt und die er aufgebaut hat, und zugleich, von der Strasse aus deutlich sichtbar, ein leuchtendes Merkzeichen des Stadtteils Moabit bildet, zu dessen volkstümlichsten Gestalten Wilhelm Schwartz gehörte. Beiträge bitten wir zu senden an den Schatzmeister, Herrn Kaufmann und Stadtverordneten W. Gericke, zu Händen der

„Genossenschaftsbank Moabit“,
NW., Wilsnackerstr. 17.

2. Jubiläum der Deutschen Rundschau. — Ein anderes Ehrenmitglied von uns, Herrn Dr. Julius Rodenberg, geht ein litterarisches Fest an, das fünfundzwanzigjährige Bestehen der Deutschen Rundschau, welches nach Herausgabe des 100. Bandes am 13. November d. J. als am 52. Geburtstage des Verlegers, Herrn Kommerzienrats Elwin Paetel, unter grosser Betheiligung der Freunde des Blattes im In- und Auslande gefeiert wurde. Die Deutsche Rundschau ist nicht allein unbestritten die vornehmste und vielseitigste aller deutschen Revüen, sondern sie schenkt auch der Landes- und Heimatkunde ihre Beachtung und gerade aus der Feder Julius Rodenbergs, des geistigen Begründers dieses deutschen Standard-Werkes, haben wir öfters mit Vergnügen Beiträge gelesen, welche sich auf unsere nächste Heimat, Berlin und Umgegend, bezogen haben. Wir nehmen mit Interesse Kenntnis, dass anlässlich des Jubiläums Herrn Dr. Rodenberg der Professortitel verliehen worden ist und wünschen ihm wie Herrn Elwin Paetel von Herzen ferneres Gedeihen der Rundschau, die eine Zierde deutschen Buchhandels und deutscher Litteratur geworden ist und noch lange sein möge.

Zum näheren Verständnis lege ich zwei bezügliche Festschriften vor: a) „Deutsche Rundschau 1874—1899. Gedenkschrift im Auftrage der Verlagshandlung zusammengestellt von Walter Paetow“ (geschichtliche Daten aus der geschäftlichen Entwicklung der Zeitschrift nebst Mitarbeiter-Verzeichnis); b) „die Begründung der Deutschen Rundschau, ein Rückblick“. In diesem Aufsatz schildert J. Rodenberg die interessante litterarische Entstehung der Rundschau, bei welcher zunächst hauptsächlich Gustav zu Putlitz und Berthold Auerbach betheiligt waren. Eine angenehme Beigabe zu diesem Festschriftchen sind die Facsimilia, darunter, ausser den zwei soeben Genannten, Helmholtz, Sybel, Du Bois-Reymond, Theodor Storm, Emanuel Geibel.

Haben wir unseren Glückwünschen zwei Wünsche aus dem Leserkreis hinzuzufügen, so sind es die, dass baldmöglichst über die 100 Bände ein Registerband herausgegeben werden möge und dass Verleger und Herausgeber sich endlich zu Abbildungen entschliessen, welche überall erwünscht, für die Beiträge aus dem Gebiet der Erfahrungswissenschaften geradezu eine Notwendigkeit sind.

3. „Hie gut Brandenburg alleweg! Geschichts- und Kulturbilder aus der Vergangenheit der Mark und aus Alt-Berlin bis zum Tode des Grossen Kurfürsten. Herausgegeben von Richard George. Mit reichem Bilderschmuck nach geschichtlich überlieferten Originalen.“ Berlin 1890. Verlag „Deutschland.“ VII + 495 S. gr. 8.

Die Aufsätze, welche auch die Alt-Mark umfassen, rühren meist von der jetzigen Schriftstellerwelt her, doch hat der Herausgeber mit Recht auch einige ältere Arbeiten von F. H. von der Hagen, Willibald Alexis, Temme, Oskar Schwebel, Heinrich Pröhle, F. Brunold, Emil Dominik, Dr. Brecht u. A. geschickt eingefügt. Nicht weniger denn neun Mitarbeiter, darunter der Herausgeber, gehören der „Brandenburgia“ an.

Das Interessanteste, was unsere Mark kulturgeschichtlich bietet, ist in Prosa oder Vers vertreten; alles in allem ein Buch voll belehrender Unterhaltung für Jung und Alt, wie es zu jeder Zeit, besonders aber auf dem Weihnachtstisch gern gesehen ist. Die Abbildungen sind treffend gewählt und wohl gelungen.

4. „Adolf Streckfuss, 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. In gekürzter Darstellung und bis in die neueste Zeit fortgeführt von Dr. Leo Fernbach.“ Berlin. Verlag von Albert Goldschmidt. VIII + 807 S. — Die äusserlichen Unterschiede sind zunächst die, dass die neue Bearbeitung besseres Papier, bessern Druck und die Beigabe von zum Teil recht wohl gelungenen Abbildungen vor der letzten (vierten) Auflage des Originalwerkes, welche 1886 im gleichen Verlag erschien, voraus hat. Die 4. Auflage war in 2 Bände geteilt. Der erste Band umfasste die ganze Geschichte Berlins bis zum Zusammenbruch des Staates 1806 und zwar 592 S., der zweite Band, bis zum Frankfurter Frieden am 10. Mai 1871 reichend, 763 Seiten. Die neue Bearbeitung hat nur einen Band und es entfallen, obwohl dieselbe bis zum Tode Kaiser Wilhelms des Grossen (1888) führt, 494 S. auf die Zeit bis 1806 und nur 300 S. auf das übrige.

Das ist kein blosses Zahlenspiel, hängt vielmehr mit dem Geiste der Fernbachschen Bearbeitung und dem Ziel, welches Herausgeber und Verleger anstreben, streng zusammen. Das ursprüngliche Werk hat bekanntlich, je nach dem politischen Standpunkt, eine sehr verschiedenartige Beurteilung gefunden. Es verspricht 500 Jahre Berliner

Geschichte, giebt aber im Grunde genommen fast mehr eine Geschichte Brandenburg und Preussens mit besonderer Berücksichtigung Berlins. Dies gilt insbesondere von dem 19. Jahrhundert und hier wieder vornehmlich von der Periode seit 1840. Während das Werk an sich keinen anderen Anspruch erhebt, als den einer volkstümlichen Darstellung, nicht den eines wissenschaftlichen Quellenwerks, gewinnt es für die Jahrzehnte, während welcher Adolf Streckfuss selbst an den Verfassungskämpfen teilnahm, stellenweise in der That den Charakter eines Quellenwerkes, insofern als der Verfasser aus Selbsterlebtem schöpft. Hier tritt nun sein bekannter Parteistandpunkt am deutlichsten hervor und hat nicht bloß diejenigen, welche anderen Anschauungen huldigen, unbefriedigt, sondern auch sonst der Verbreitung der in stilistischer Beziehung und Wärme der Darstellung oft vortrefflichen Arbeit erheblichen Abbruch gethan.

Verleger und Bearbeiter haben das mit Recht als die schwache Seite des Werks erkannt, sie haben die langen politischen Exkurse, die mit der Geschichte Berlins kaum etwas zu thun haben, gestrichen und dafür das Werk lieber bis zum verhängnisvollen Jahr 1888 weiter geführt. Auch sonst sind Abkürzungen in der ersten Hälfte des Werks vorgenommen. Die unter Benutzung der Sammlungen des Märkischen Museums und der Göritz-Lübeck Bibliothek entnommenen Abbildungen bieten einen reichen Ersatz, obwohl sie, nach der wohl zuerst durch den Spammerschen Verlag im grossen eingeführten Illustrierungsart teils nicht immer an der rechten Stelle stehen, teils im eigentlichen Text nicht eingehender erwähnt werden.

In der neuen Gestalt wird das ebenfalls gerade zur Haupt-Bescheerungszeit erscheinende Werk gewiss an mancher Stelle freundliche Aufnahme finden.

5. „Georg Liebe: Der Soldat in der deutschen Vergangenheit. Mit einhundertdreiundachtzig Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15.—18. Jahrhundert.“ Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1899. 157 S. kl. Fol.

Diese höchst beachtenswerte Arbeit bildet einen stattlichen Band der „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen“, und umfasst die Kulturgeschichte des Kriegers, des einzelnen Mannes, wie des Standes, den wir zur eigentlichen Landsknechtszeit im 16. Jahrhundert auf seiner Höhe und umkleidet von einem gewissen poetischen Nimbus antreffen. Aber auch die furchtbaren Söldnerschaaren des 30jährigen Krieges, sowie die späteren Milizen und Kantonisten werden uns anschaulich vorgeführt und ansprechend geschildert, durch die Zeit des Alten Fritz hindurch bis zur Neige des 18. Jahrhunderts. — Die Abbildungen machen in ihrer grossen Zahl und Mannigfaltigkeit das Buch zu einem eigentlichen

Illustrationswerk, das in der Literatur der Kulturgeschichte eine ehrenvolle und dauernde Stellung behaupten wird. Papier, Druck, Illustration, alles ist mit Vorbedacht altertümlich und originell. Die benutzten Schriften und Abbildungen hat der Herr Verfasser, Archivar am Provinzial-Archiv in Magdeburg, mit grosser Sorgfalt und Belesenheit zum Teil aus höchst seltenen Publikationen auszuwählen verstanden.

6. „Kalender für Ortsgeschichte und Heimatskunde im Kreise Eckartsberga auf das Jahr 1900.“ Im Frühjahr habe ich in der Brandenburgia auf die Thätigkeit patriotischer Männer und Frauen zur Förderung der Heimatskunde des Kreises Eckartsberga in der Provinz Sachsen rühmend und mit einem gewissen Neide und mit dem Bedauern hingewiesen, dass in unseren brandenburgischen Kreisen sich nicht eine ähnliche gemeinnützige Thätigkeit entfaltet, welche tausendmal besser wäre, als die verfehlte Anlage sogenannter Kreis-Museen, aus denen niemals etwas Gescheutes werden kann. Da der Kalender neben der Bibel und dem Gesangbuch meist das einzige Gedruckte ist, was man in den kleineren Wirtschaften auf dem Lande findet, so ist es höchst verständig und segensreich, dass die Herren, welche sich der heimatkundlichen Erforschung ihres Kreises annehmen, und unter denen Herr Superintendent Naumann in Eckartsberga an erster Stelle genannt werden muss, derartige Kalender verbreiten. Unter den verdienstlichen Beiträgen seien erwähnt: kleine Kreischronik von P. Hoffmann; dunkle Bilder aus dunkler Zeit (Schweden und Franzosen); denkwürdige Bäume; die Wallburgen des Kreises von Naumann; die Kupferstrasse von P. Spiegler. — Wir können vom Standpunkt der Denkmalspflege solche rühmlichen Vorbilder, deren es mehrere in der Provinz Sachsen giebt, nicht angelegentlich genug den Landratsämtern und Superintendenturen der Provinz Brandenburg empfehlen. Es giebt doch wahrlich auch bei uns intelligente und patriotische Männer genug in den Kreisstädten, um dergleichen nützliche Dinge in die Wege zu leiten. Vergleiche hierzu das von mir in der Sitzung am 25. Januar 1899, Monatsblatt VIII, S. 3 u. 4, Gesagte.

7. „Die Einführung des Backsteinbaues in die nordische Baukunst des Mittelalters. Von O. Stiehl, Stadtbaumeister.“ Sonderabdruck aus dem Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine.

Diese inhaltsreiche, auf sorgfältigen Studien und Erwägungen beruhende, für die Heimatskunde der Provinz Brandenburg höchst wichtige Schrift ist als eine Fortsetzung oder Konsequenz der grösseren Arbeit des Verfassers: „Der Backsteinbau romanischer Zeit, besonders in Oberitalien und Norddeutschland“ (Leipzig 1898) zu betrachten. In der Baugeschichte des Mittelalters bildet das Auftauchen des Backsteinbaues in der norddeutschen Tiefebene und den

angrenzenden Gebieten, wie Stiehl mit Recht hervorhebt, eine der auffallendsten Erscheinungen. In dem kaum der Kultur erschlossenen Lande tritt anscheinend unvermittelt ein neuer Baustoff und zwar sonderbarer Weise gleich in vollendeter künstlerischer Fassung auf, ohne formalen Zusammenhang mit der Baukunst des angrenzenden kolonisierenden Stammlandes, aber in solcher Verbreitung, dass seine Wichtigkeit über das rein baugeschichtliche Gebiet in das allgemein kulturgeschichtliche hinübergreift. Denn nur durch die Benutzung des künstlich gebrannten Steines konnte in unseren hausteinarmen Gegenden das Bedürfnis nach Herstellung schützender Wehrbauten, wie der Gebäude für die Verwaltung, ja der besseren Bürgerhäuser, befriedigt werden, ohne allzugrosse Mittel den sonstigen Bestrebungen zu entziehen. Das gilt auch von den Burgenbauten der Landesherren und Adeligen.

Es ist nun eine Entstehung des Backsteinbaues hierzulande aus verschiedenen Gründen völlig auszuschliessen, tritt er doch zuerst in den neuen Kolonisationsländern rechts der Elbe und in Dänemark auf, während in dem westlichen Teil der norddeutschen Tiefebene vielfach der gleiche Mangel an Haustein auf seine Entstehung hätte hindrängen, der grössere Reichtum an Geld und Bildung seine Erfindung eher hätte ermöglichen können. Stiehl weist daher auch die Herleitung unseres Backsteinbaues aus den Niederlanden, trotz der hiesigen flämischen und holländischen Kolonisationen, ab und sieht die Herleitung aus Oberitalien als allein zutreffend an. Aber nicht so, dass etwa unmittelbar italienische Architekten die Technik und Formgebung einfach importiert. „Dass diese Meister, sagt er S. 111, nicht etwa ins Land gerufene Italiener waren, sondern Deutsche bzw. Dänen, welche ihre Studien in Italien gemacht hatten, geht mit Sicherheit aus der starken nationalen Färbung hervor, die in Grundriss und Aufriss die Gesamtanlage völlig bestimmt. Das schliesst nicht aus, dass für die erste Einführung der Technik etwa ein Stamm handwerklich tüchtiger Arbeiter aus Italien zu Hülfe genommen sein könnte, und dafür spricht sogar die nahe Uebereinstimmung des Backsteinformats an einem Teil der ältesten Bauten (Lübeck, Verden, Moosburg) mit italienischer Gewohnheit.“

Herr Stiehl, welcher zur Zeit mit künstlerischen und baugeschichtlichen Vorarbeiten für den Neubau des Märkischen Provinzial-Museums am Märkischen Platz beschäftigt ist, wird hoffentlich im nächsten Frühjahr die Güte haben, uns durch einen mündlichen Vortrag in der „Brandenburgia“ seine anregenden, bahnbrechenden Untersuchungen zu erläutern.

8. Das Riesen- oder Königsgrab von Seddin, Kreis Westprignitz. (Vgl. dazu „Brandenburgia“ VIII., S. 271 u. 272.)

Um den wiederholten Wünschen wegen Mitteilung näherer Einzelheiten über dieses merkwürdige Hünengrab wenigstens vorläufig zu

genügen, teile ich den nachfolgenden Aufsatz mit, welcher in übereinstimmender Fassung in den „Priegnitzer Nachrichten“ und dem „Kreisanzeiger für die Westpriegnitz“ vom 27. Oktober d. J. enthalten war, und bemerke, dass hoffentlich das Auspacken der Gegenstände des Märkischen Museums in dem neuen vorläufigen Heim Zimmerstr. 90/91 so weit fortschreitet, dass ich in der „Brandenburgia“-Sitzung am 13. k. M. wenigstens die Hauptfundstücke vorlegen kann.

„Die Funde aus dem Hünengrab bei Seddin sind nunmehr in das neue Heim des Märkischen Provinzial-Museums, Berlin W., Zimmerstrasse 90/91, übergeführt und werden, sobald die zum Teil leider zerbrochenen Thongefässe wieder zusammengesetzt und ergänzt sind, dem Publikum zugänglich gemacht werden. Immerhin dürfte das neue Jahr 1900 darüber herankommen, da in Folge des gewaltigen Umzuges mit über 100 000 Gegenständen alle verfügbaren wissenschaftlichen und technischen Kräfte unseres vaterländischen und wissenschaftlichen Instituts vollauf in Anspruch genommen sind. Was die archäologische Würdigung des Fundes anlangt, so ist mit dem, was darüber in unserem Blatte stand, in der Hauptsache das Richtige getroffen. Es handelt sich um die Hallstatt-Periode, so genannt nach der Ortschaft gleichen Namens im Salzkammergut, welche durch eine Fülle von Bronzen, aber auch schon durch Eisengerät in vorgeschichtlichen Gräbern ausgezeichnet ist. In dem Seddiner Funde liegt ein Bruchstück eines kleinen Eisengeräts aus einer Totenurne, auch tragen andere Gegenstände deutliche Eisenrostspuren. Genau auf das Jahrhundert lässt sich das Alter der Hauptstücke selbstredend nicht bestimmen, vielleicht trifft man mit „un 400 v. Chr.“ das Wahrscheinliche. Wenn hierorts die Meinung verbreitet gewesen zu sein scheint, dass das bronzene gedeckelte Hauptgefäss altetruskisch sei, so ist das unrichtig. Es würde dann der Fund etwa in die Zeit Homers und des Königs Salomo um 900 v. Chr. oder noch 100 Jahre früher in die Zeit der Zerstörung Trojas fallen. Aber davon kann keine Rede sein. Die Bronze hat schon nicht mehr die Feinmischung des *bel age du bronze*; die Formgebung und die Technik des Bronzegefässes ist bereits in der *décadence* und himmelweit von den prachtvollen getriebenen Gefässen der ältesten und gleichzeitig edelsten Bronzetechnik verschieden, d. h. viel minderwertiger. Der Fund aus dem Seddiner Hünengrab ist beispielsweise erheblich jünger, als die Hügelgrabfunde, welche sich aus der einige Kilometer entfernten Feldmark Triglitz im Märkischen Museum befinden und die der Sorgfalt und Güte der Herren Rittergutsbesitzer von Jena und Pastor Bernhard Ragotzky verdankt werden. Die Triglitzer Funde gehören noch dem wirklichen *bel age du bronze* an und weisen u. A. neben goldenen Spiralringen auch steinerne Waffen auf. Gold und Steingerät fehlt aber dem Seddiner Hünengrab gänzlich. Das Fehlen des Goldes ist charakteristisch bei dem Grabe eines Vornehmen; es ist

aber erklärlich, wenn wir an das Ende der Bronzezeit denken, wo eine, man möchte sagen, bereits rationalistische Auffassung des Totenkultus Platz griff und man das edelste Metall lieber nicht unproduktiv dem Toten in die Erde mitgab. Ein grösserer Fonds von Pietät spricht sich allerdings darin aus, dass man glücklicherweise die Beigaben nicht — wie das in noch jüngeren Epochen vielfach üblich — auf dem Scheiterhaufen mit in die alles verzehrenden Feuergluten gab, sondern nachmals den gesammelten Gebeinresten, dem Leichenbrand, beigab, weshalb die Fundstücke alle glücklicher Weise nicht deformiert worden sind. Uebrigens steht das Seddiner Hünengrab keineswegs isoliert da. Im Gegenteil sind auf der Seddiner wie Wolfshäger Gemarkung aus kleineren Grabhügeln seit Alters Bronze- und Urnenfunde gemacht, die sich stilistisch und zeitlich unserm Hünengrab vollkommen anschliessen. Letzteres ist nur, weil einer besonders angesehenen Person angehörig, wie schon angedeutet, reichlicher ausgestattet worden. Dergleichen hierher gehörige Funde, von Herrn Förster Schwertfeger mit grosser Umsicht geborgen, verdankt das Märkische Museum der Güte des Rittergutsbesitzers Herrn Gans Edler Herr zu Putlitz auf Wolfshagen. Auch das Königliche Museum in Berlin besitzt aus der Seddiner Umgegend parallele Gegenstände, ebenso der durch seine schöne Privatsammlung bekannte hiesige Rentier Herr Wilhelm Ratig.

Obwohl die antiquarische Würdigung der Fundstücke aus dem Seddiner Hünengrab keine besonderen Schwierigkeiten darbietet, so giebt das Grab als solches doch verschiedene harte Nüsse zu knacken auf. Offenbar enthielt die Grabkammer die Leichenbrandreste von mehreren, vielleicht vier Personen, darunter die eines ansehnlichen Mannes und einer Frau; es mögen diese beiden ein Häuptling und seine Gemahlin gewesen sein. Wer waren die andern Personen? Andere Familienangehörige oder Sklaven? Wie gerieten diese verschiedenen Personen in die nämliche Kammer, die mit einem aus Kies und schweren Steinen zusammengesetzten gewaltigen Hügel bedeckt ist, der ca. 10 m hoch und 300 Schritt im Umfang gross war. Denkt man daran, dass bei der Beerdigung litthauischer Häuptlinge noch im 14. Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung die Gattin freiwillig in den Tod ging und ausser dem Lieblingsross und Edelfalken Sklaven und Sklavinnen mit verbrannt wurden, erinnert man sich ferner, wie die Ilias, ohne ein Gefühl des Entsetzens zu bekunden, kaltblütig erzählt, dass bei der Bestattung des Patroklos durch seinen Freund Achilles ganze Haufen von Sklaven und Sklavinnen geschlachtet und mitverbrannt wurden, so kann man sich einen erschütternden, Grausen erregenden Bestattungsakt eines altgermanischen Häuptlings sehr wohl ausmalen. Das ist vielleicht sogar das Wahrscheinlichere. Wer dergleichen nicht annehmen mag, wer da meint, dass die Germanen, obwohl sie zu Tacitus Zeiten noch

gelegentlich Menschenopfer brachten, bereits eineinhalb Jahrtausend vor Christus auf einer höheren sittlichen Stufe als die Hellenen aus der Zeit des Agamemnon und der Iphigenie und als die Litthauerfürsten um 1400 n. Chr. gestanden haben, der wird sich hier bei Seddin eine Reihe nach einander erfolgreicher, vielleicht Jahre auseinander liegender Bestattungen ausmalen. Nachdem das letzte Mitglied gestorben, wäre das Familien-Mausoleum geschlossen und dann der Hügel aufgeschüttet worden. Mag sein; uns scheint das Ganze einer einmaligen grossen Katastrophe vielmehr zu entsprechen so zwar, dass, nachdem die Opfer derselben, die gesamten Gebeinreste der zu Bestattenden zusammengebracht und die Kammer von oben mit einem riesigen Granit verschlossen war, alsdann über der ersteren unter Beteiligung einer grossen, zusammengeströmten, leidtragenden Volksmenge die Aufschüttung des Riesenhügels erfolgte.

Das Geheimnis, welches hier verborgen liegt, wird mangels jeglicher geschichtlicher Überlieferungen niemals mit Sicherheit enthüllt werden. Freuen wir uns, dass es dem rechtzeitigen Einschreiten der Behörden, dem Entgegenkommen der Nächstbeteiligten und der stets bereiten Opferwilligkeit der Pflugschaft des Märkischen Provinzial-Museums gelungen, die merkwürdigen Altertumsreste vor dem Verderben oder vor der Verzettelung zu retten und an der geeignetsten, gleichzeitig auch an der würdigsten Stelle zum Nutz und Frommen der Nachwelt zur Aufstellung zu bringen.“

Noch sei bemerkt, dass sich in der Beilage zu Nr. 42 der Gartenlaube vom Jahre 1899 2 Abbildungen (Ansicht des geöffneten Königsgrabes und der Hauptfundstücke mit kurzem Text befindet.

9. „Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.“ Die bisherige Rügisch-Pommersche Abteilung der Stettiner Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde hat sich am 28. Oktober d. h. unter Annahme von aus 5 §§ bestehenden Satzungen zu einem eigenen neuen, in Greifswald und Stralsund domizilirenden Verein umgewandelt. Schon aus diesen zwei Städtenamen erhellt, dass es sich wesentlich um Neuvorpommern (Schwedisch-Pommern) handelt. Zu Mitgliedern des Vorstandes sind gewählt die Herren Prof. Dr. Bernheim, Prof. Dr. Frommhold (Vorsitzender), beide in Greifswald, Bürgermeister Israël, Ratsherr Mass, Ratsarchivar v. Baensch (Schatzmeister) in Stralsund und Dr. Kunze (Schriftführer in Greifswald. Eine eigene Zeitschrift in Stärke von etwa 10 Bogen unter dem Titel „Pommersche Jahrbücher“ wird vom Frühjahr 1900 ab erscheinen und damit der bisher bestehende Tauschverkehr der früheren Abteilung fortgesetzt werden.

Wir wünschen seitens der „Brandenburgia“ der neuen wissenschaftlichen Vereinigung Wohlgedeihen und segensreiches Wirken. Pommern und Brandenburg sind vorgeschichtlich und geschichtlich derartig mit

einander verbunden, dass die Forschungsergebnisse der einen Provinz auch der andern nützen.

10. „Das Gemeinde- und Pfarrhaus der Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, erbaut 1898—1899. Festschrift des Gemeinde-Kirchenrats.“ — Am Montag, den 30. Oktober v. J. wurde das prächtige, annähernd im romanischen Stil der Gedächtniskirche gebaute, aber dem modernen Wohnungsbedürfnis angepasste Gemeindehaus durch den Generalsuperintendenten D. Faber eingeweiht und dabei die vorliegende interessante geschichtliche Schrift verteilt, welche mit einer Strassenansicht, einer Hofansicht, einer Ansicht des Hauptvestibüls und des Gemeindesaals sowie 2 Grundrissen geschmückt ist. Das Grundstück liegt innerhalb der Landgemeinde Wilmersdorf zwischen der Achenbachstr. 18/19 und der Schaperstr 4/5, etwa 10 Minuten von der Kirche; 1091 qm Grundfläche zum Preise von 115.000 M. Die gerichtliche Taxe vom 27. Juli 1899 hat Haus und Grundstück mit zusammen 392.000 M. eingeschätzt. Die ausführenden Baukünstler, Regierungsbaumeister Reimarus & Hetzel, haben mit dem gediegenen Monumentalbau der Kirchen-Gemeinde, der Gemeinde Wilmersdorf und sich selbst ein dauerndes Denkmal gesetzt.

11. „Vor funfzig Jahren. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Porträt-Skizzen berühmter und bekannter Persönlichkeiten vornehmlich aus dem alten Berlin von Franz Krüger. In Lichtdruck wiedergegeben durch Edm. Gaillard. Berlin. Verlag von Alexander Duncker, Königlicher Hofbuchhändler. Berlin. 1883.

Dies Buch, welches einen köstlichen Schatz von geistreich aufgefassten interessanten Berliner Persönlichkeiten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwa von 1830 ab umfasst, ist jetzt zum herabgesetzten Preise von 12 M. erhältlich und lege ich das hierfür jüngst vom Märkischen Museum erworbene Exemplar vor. Für die Reichhaltigkeit des Werkes wird das folgende Verzeichnis der Porträts Zeugnis ablegen.

- | | |
|--------------------------------|---|
| 1. Friedrich Wilhelm III. | 11. Major Blesson. |
| 2. Alexander von Humboldt. | 12. Heinrich Wilhelm Krausnick. |
| 3. Christian Rauch. | 13. Johann Gottfried Schadow. |
| 4. General von Neumann. | 14. Friedrich Carl von Savigny. |
| 5. Joseph Mendelssohn. | 15. Carl Friedrich Kurschmann. |
| 6. Jakob Grimm. | 16. Charlotte von Hagn. |
| 7. Wilhelm Grimm. | 17. Fürst Wilhelm zu Sayn-Wittgenstein. |
| 8. Gruppenbilder (6 Künstler). | 18. Graf Arnim-Boitzenburg. |
| 9. Prinz Wilhelm von Preussen. | 19. Karl Friedrich Schinkel. |
| 10. Hermann Graf von Pückler. | |

- | | |
|---|---|
| 20. Martin Heinrich Carl
Lichtenstein. | 29. Ferdinand von Lamprecht. |
| 21. Philipp Konrad Marheineke. | 30. Wilhelm Wach. |
| 22. Dr. Stephan Friedrich Barez. | 31. Friedrich August Stüler. |
| 23. Johann Gottfried Karl Wauer. | 32. Pauline von Decker. |
| Johann Friedrich Ferd. | 33. Peter von Cornelius. |
| Rüthling. | 34. Adolph Henning. |
| 24. Auguste Crelinger, Bertha und
Clara Stich. | 35. Auguste Fürstin von Liegnitz. |
| 25. Christian Friedrich Tieck. | 36. Friedrich Wilh. Jos.
v. Schelling. |
| 26. Peter Christian Wilhelm Beuth. | 37. Henriette von Paalzow. |
| 27. Johann Friedrich Dieffenbach. | 38. Johann Ludwig Tieck. |
| 28. Carl Begas. | 39. Auguste von Fassmann. |
| | 40. Warnick. |

In der That Berlin durch Koryphäen nach den verschiedensten Richtungen des damaligen geistigen Lebens hin würdig verkörpert.

12. Vom Botanischen Garten in Schöneberg lege ich 7 schöne Photographien vor, welche der „Ausschuss für Erhaltung des Botanischen Gartens als Grosser Kurfürstenpark“ gewissermassen zum Abschiede des Gartens von seiner jetzigen Bestimmung noch rechtzeitig hat anfertigen lassen und welche das Märk. Museum angekauft hat. 1. Ein Längsbild, Gesamtansicht von der Grunewald-Strasse derartig aufgenommen, dass links das Botanische Museum in den Vordergrund tritt. (Kat. XI. 9628.) — 2. Ein Teil des Alpinums (Steinaufbau mit Hochgebirgspflanzen, 9629). — 3. Das alte klassische Gewächshaus aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts (9630). — 4. Schöner Durchblick durch Baumgruppen (9631). — 5. Das Victoria Regia-Haus mit Umgebung (9632). — 6. Blick in die schulbotanische Abteilung. — 7. Das grosse Gewächshaus mit Teich davor (9633).

S. 262 bis 264 des laufenden Jahrganges unseres Monatsblattes hat u. M. Dr. Carl Bolle die im Auftrage des Ausschusses von u. M. Fr. Jos. Freytag verfasste Schrift „Rückblicke auf den botanischen Garten zu Berlin“ derartig ausführlich besprochen, dass heut darauf verwiesen werden kann. Möge es den pflanzenfreundlichen Bewohnern Berlins und Schönebergs gelingen, den ehrwürdigen Garten, wenn auch nicht als fiskalisches botanisches Institut, so doch als einen Park zum Gedächtnis des Grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der hier pflanzte und veredelte, für alle Zeiten zu erhalten.

13. Zwei Photographien aus Schwiebus von dem dortigen Photographen Br. Reimann am 12. April 1896 und 15. Juni 1897 aufgenommen. Die beiden Photographien stellen aus hölzernem Fachwerkbau erbaute Laubenhäuser dar, wie sie zwar noch in kleinerem

Massstabe auf dem Lande in der eigentlichen Mark vorkommen, den märkischen Städten hingegen ganz fremd sind; sie gemahnen schon mehr an die Oberlausitz, Schlesien und das deutsche Nord-Böhmen. Unter den übergebauten Lauben entwickelt sich ein lebhafter Strassen-Verkehr. Die hier in Frage kommenden Häuser am Markt zu Schwiebus haben leider abgerissen werden müssen. Wir sehen auf der einen Photographie zwei seltsame, aber ganz imponierend wirkende Häuser, jedes mit spitzem Giebel, die Gebäude zu einem wirtschaftlichen Ganzen vereinigt. Nicht minder interessant ist es für die Provinz Brandenburg,



dass sich in diesen Baulichkeiten ein grosser Weinverkauf und Wein-ausschank (von H. Seidler) untergebracht findet, wo heimischer Wein offen, d. h. vom Fass verzapft und verschänkt wird. Man glaubt sich nach Süddeutschland oder Südwest-Deutschland versetzt. Ich habe geglaubt, dies mit einer langen Inschrift ausgestattete seltene Bauwerk hier im Bilde wiedergeben zu sollen.

Das zweite vorgelegte Bild zeigt das Haus von der Ecke der nächsten Strasse, es befand sich hier zur Zeit der Aufnahme eine Konfektions-handlung von J. Laboschin.

U. M. Herr Provinzial-Konservator Geheimrat Bluth, der für die Erhaltung dieser wie aller geschichtlich denkwürdigen Gebäude der Heimat von dankenswertem Eifer beseelt ist, hat sich dafür bemüht, dass das Gebäude an anderer Stelle in Schwiebus selbst wiederhergestellt worden ist.

14. „Der Werbellin. Von Oberlehrer Dr. H. Böttger, Wriezen.“ — Wriezen 1894. Druck von F. Bruder. Das herrliche Wald- und Waid-Gelände der brandenburgisch-preussischen Fürsten seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts bis heut hat trotz seiner verhältnismässigen Unzugänglichkeit immer eine kleine aber weit verbreitete andächtige Gemeinde von Verehrern gehabt. Zu ihr zählt Dr. Böttger, der zu den besten geschichtlichen und aktuellen Kennern des Werbellin-Gebietes mit seinen noch immer eingehägten 140 000 Morgen Land gehört. Das Büchlein, aus warmer Verehrung dieses unvergleichlichen Stückes märkischer Waldeinsamkeit entsprungen, verdient unter den Werbellin-Wallfahrern verbreitet zu sein und giebt eine gute, warm empfundene Geschichte und Beschreibung der Seen und Forsten. Wenn wir einige Irrtümer berühren, so möge das unserm Eifer für die Sache zugeschrieben werden. S. 18. Verfasser irrt, wenn er meint, die ältesten Anwohner des Sees und die ersten Bewohner der Heide wären Wenden gewesen, im Gegenteil — vorwendische Reste aus der Bronze- und Steinzeit sind dort viel häufiger, als wendische Reste. Das Märkische Museum besitzt schöne germanische Fundstücke ebendaher: Leichenbrandurnen, Bronzen etc. Ja, der grosse Granitblock (S. 60) bei dem Jagdschlösschen Hubertusstock, auf welchem der Hubertusstock oder das Bildstöckl (Heiligenbild in einer Blende auf einem Pfahl) steht, ist ein, wie ich wiederholt an Ort und Stelle festgestellt habe, mit zahlreichen künstlichen Näpfchen bedeckter altgermanischer Opferstein. Von diesem Hubertusbildstock, nicht, wie B. meint, vom Spazierstock Friedrich Wilhelm IV., führt das Waldhaus seinen Namen. — S. 19. Die leidige Verwechslung zwischen Moränen, Muränen, Maränen, die sehr alt ist, kehrt auch hier wieder. Die Gesteintrümmer und Sandmassen, welche der Gletscher vor sich herschiebt, sind Moränen (Beispiele davon im Werbellin-Revier). — Muränen sind räuberische aalartige, schwarz-gelb gefleckte Fische des Mittelmeers. — Die Maränen haben nicht das geringste mit der Stadt Mohrin zu thun, sie finden sich in Deutschland und den Nachbarländern in tiefen Seen weit verbreitet. Die Maränen gehören zur Lachs-Familie (Salmoniden) und sind innerhalb der Mark Brandenburg mit mehreren Arten vertreten: die kleine Maräne (*Coregonus albula* L.) im Werbellin, Stechlin und anderen Tiefseen der Uckermark, die Madue-Maräne (*C. Maraena* Bl.) in der Neumark, ebendasselbst die von Prof. Dr. Peters entdeckte Pracht-Maräne (*C. generosus* Peters), endlich in der Elbe der Schnäpel, Schnabel-Maräne (*C. oxyrhynchus* L.) — B. erzählt die von Fontane (der in der Zoologie das Zeugnis „schwach“ verdient) aufgebrachte Geschichte von den aus Ostasien angeblich eingewanderten räuberischen Kormoranen, welche die „Muränen“ des Werbellin dezimiert, nach. Es ist dies nachgerade eine Räubergeschichte geworden. In China und

Japan hat man Kormorane, die zum Fischen abgerichtet sind. Beim Werbellin handelt es sich um eine ganz andere Art, die heimische Scharbe (*Carbo cormoranus*), die vom Norden kommt.

B. „Lychen U.-M. und Umgegend.“ Selbstverlag von Stobwasser in Lychen. — Diese Schrift wird von u. M. Herrn Hermann Maurer, der Lychen und Umgegend kennt, wie folgt besprochen:

Der Herr Verfasser — Oberprediger zu Lychen — hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, Freunden der Natur die das reizend gelegene Städtchen Lychen und dessen Umgegend besuchen, mit einem Führer an die Hand zu gehen. Der Führer enthält ausser hübschen Illustrationen einen gedrängten Abriss über die Geschichte der Stadt und einen Wegweiser nebst Beschreibung der sehenswertesten Punkte der Umgegend; ausserdem als besondere Beilage eine Karte der Stadt und der Umgegend. Allen denen, die diesen nach nunmehr erfolgter Vollendung der Nebenbahn Fürstenberg i. Meckl.—Lychen leicht erreichbaren schönen Teil der Uckermark besuchen, wird das Büchlein sehr willkommen sein. Bei einer etwa erforderlich werdenden Neuauflage dürfte es sich empfehlen, auf der Karte die schönsten Punkte und die dorthin führenden Promenaden und Wege durch farbigen Druck zu kennzeichnen. Ferner wären einige Fehler zu beseitigen, indem z. B. die im Grossen Lychensee belegene, als Hoher Werder bezeichnete Insel nach Mitteilung von Eingeborenen thatsächlich der „Lange Werder“ ist. Der Hohe Werder — auch Heinzelmanns Werder genannt — ist die südlich davon belegene Insel. Noch zu erinnern wäre, dass auf Seite II ein störender Druckfehler — Farren statt Farne — stehen geblieben ist. Referent erlaubt sich noch darauf hinzuweisen, dass die Umgebung von Lychen ziemlich reich an Altertümern ist, so sind z. B. auf den beiden vorbezeichneten Werdern hübsche Sachen aus der Steinzeit gefunden worden. Sämtliche Fundstücke befinden sich im Märkischen Provinzial-Museum.

C. Herr Dr. G. Albrecht legt die neuerschienene „Heimatskunde der Provinz Brandenburg“ des Rektors H. Quilisch aus Freienwalde a. O. vor. Die Schrift ist, wie der Verfasser im Vorwort hervorhebt, hauptsächlich in der Absicht verfasst, die märkische Jugend mit der geographischen Beschaffenheit, der kulturgeschichtlichen Entwicklung und der heutigen Einrichtung der Mark „Brandenburg“ bekannt zu machen und bei den Kindern die Liebe zur Heimat zu wecken, diese Heimatsliebe zu fördern und zu stärken. Aus diesem Grunde enthält das Werk nicht eine trockene Aufzählung von geographischen und geschichtlichen Thatsachen, sondern kurze, anregende Schilderungen einzelner Landschaften, wie beispielsweise des Spreewalds, des Oderbruchs und der Rüdersdorfer Kalkberge, oder einzelner Städte und Distrikte. Bei vielen dieser knappen, aber erschöpfenden Schilderungen wird das ge-

druckte Wort durch kleine Abbildungen unterstützt und so das Verständnis erleichtert. Ausserdem sind bei den einzelnen Abschnitten auch gleich die wichtigsten historischen Daten hinzugefügt. Einen breiten Raum nimmt die Darstellung der Wasserverhältnisse in der Mark „Brandenburg“ ein, weil nach der sehr richtigen Anschauung des Verfassers die genaue Kenntnis des Flussnetzes die Auffassung der Boden- und Höhenverhältnisse wesentlich erleichtert. Über die Bodengestaltung, die Gesteinsformationen und das Klima der Mark ist das für die Schüler Wissenswerte in das Werk aufgenommen, ebenso über die Landwirtschaft, die Verkehrseinrichtungen und über Handel und Industrie. Ein Kapitel behandelt in kurzen Zügen die geschichtliche Entwicklung des Landes „Brandenburg“, drei andere Kapitel geben Auskunft über die Bewohner und den märkischen Volkscharakter, über die Wohnorte und über die Einteilung und Verwaltung der Provinz. In einem umfangreichen Schlusskapitel werden die wichtigsten Landschaften der Mark nebst den Hauptorten besprochen. Diese kurze Übersicht lässt schon erkennen, dass die vorliegende Heimatkunde sich durch die Fülle des dargebotenen Stoffes sehr zu ihrem Vorteil von den früheren Schulbüchern gleichen Charakters unterscheidet, und es ist zu wünschen, dass das Büchlein recht schnell allgemeine Verbreitung in märkischen Schulkreisen findet und die Liebe zur märkischen Heimat bei den Kindern pflegt und fördert.

D. Herr E. Friedel legt ferner einen Teller voll reifer ächter Kastanien (Maronen), welche u. M. Dr. Carl Bolle auf seiner fruchtbaren Insel Scharfenberg im Tegeler See 1. Oktober d. J. gewonnen, vor und bemerkt dazu folgendes:

Alljährlich hat mein verehrter Freund Dr. Carl Bolle die Güte, mich zur Kastanienreife nach Scharfenberg einzuladen und erfreuen wir uns namentlich in der Art an den köstlichen Gaben der *Castanea vesca* Gaert., dass die Früchte auf einer Pfanne ans Feuer geschoben und so lange geröstet werden, bis sie zu platzen anfangen. Nach meinem Geschmack haben sie so zubereitet den grössten Wohlgeschmack, gerade so wie die aus Italien importirten Kastanien, Maronen, welche von Italienern auf den Strassen Berlins geröstet und als „Maroni arrostiti“ ausgerufen werden.

Jedesmal, wenn ich von den hiesigen Maronen erzähle, begegne ich erstaunten Gesichtern und höre immer wieder, wie man gar nicht ahne, dass auch in unserm Klima noch dieser zu den Cupuliferen gehörige Baum schöne, essbare Früchte gewähre. Wenn dies Laien nachgesehen werden kann, so muss es doch befremden, dass selbst botanische Grössen mit der enormen Anpassungsfähigkeit der Marone an unser nordisches Klima nicht ganz vertraut zu sein scheinen. Wir wollen dies durch drei hervorragende pflanzenkundige Schriftsteller belegen. Der selige Leunis sagt von der Verbreitung der essbaren

Kastanie: „Südeuropa, schon in Süddeutschland.“ — v. Fischer-Benzon: Altdeutsche Gartenflora, 1894, S. 159: „Die Heimat der echten Kastanie haben wir auf der Balkanhalbinsel und in Asien zu suchen; Theophrast giebt an (3, 3, 1), dass sie auf den Bergen Macedoniens wachse. Im Laufe der Jahrhunderte hat sie sich weiter nach dem Westen hin so gut akklimatisiert, dass man schon im südlichen Tirol glauben könnte, natürliche Kastanienwälder zu sehen; indessen müssen hier diejenigen Bäume, welche essbare Früchte liefern sollen, besonders gepflegt werden. Auch hier im Norden (in Kiel) sieht man stattliche Kastanienbäume, sogar an Chausseen werden sie gepflanzt; ihre Früchte reifen aber nur ausnahmsweise.“ — Dr. Oswald Drude: Deutschlands Pflanzengeographie, 1896, schreibt S. 251: „Unweit von Dresden befinden sich auf den Müglitz-Thalhöhen bei Maxen noch grössere Anpflanzungen mit jährlich reifender Ernte, ebenso nordwestlich davon zwischen Dresden und Meissen, ja auch im Parke von Muskau an der Görlitzer Neisse sollen in guten Jahren die Früchte reifen, immer aber nur an besonders günstig für den Baum gelegenen Stellen, der an anderen Plätzen das Gedeihen überhaupt versagt.“ —

Ich erlaube mir auf diese Ausführung des vortrefflichen Botanikers zu erwidern, dass jeder Fruchtbaum, auch die seit vielen Jahrhunderten bei uns heimischen Äpfel, Birnen, Süsskirschen, Sauerkirschen, Zwetschen etc. selbstredend auf geeignetem und geschütztem Boden stehen müssen, das gilt ferner auch von den Wallnussbäumen, dass aber die Ernte all dieser längst als Bestandteile der deutschen Pomona aufgenommenen Bäume weit öfter versagt, als die Maronenernte von *Castanea vesca* in Norddeutschland. Die Edelkastanienenernte schlägt bei uns in der Mark niemals ganz fehl, die Zwetschen-, Äpfel-, Birnen-, Pfirsich-, Aprikosen-, Wallnuss- und Kirschenenernte sehr häufig. Es ist auch garnicht nötig, dass, wie man nach v. Fischer-Benzons Andeutungen glauben möchte, die Maronenbäume gepfropft werden. Sie tragen in unserm ziemlich kalten brandenburgischen Klima treffliche Früchte ohne alle Pfropfung des Stammes, und kann ich, nachdem, was ich dreissig Jahre beobachtet habe, die Anpflanzung der echten Kastanie zwecks Gewinnung der Früchte in unserer Provinz nur dringend empfehlen.

Hierzu macht demnächst Herr Dr. Bolle-Scharfenberg auf Grund langjähriger Kulturversuche mit Maronen auf seiner im Tegeler See bei Berlin belegenen Insel folgende Mitteilung unter Verteilung von ihm im Oktober 1899 daselbst gewonnener Maronenfrüchte an die Anwesenden.

„Die hier vorgewiesenen Früchte aus Scharfenberg, echte Kastanien oder Maronen, werden Ihnen Allen bekannt sein, weniger vielleicht der sie tragende Baum, über welchen im allgemeinen in der Botanik fernstehenden Kreisen öfters irrige Vorstellungen obwalten. Gleichheit des

Namens dürfte es besonders gewesen sein, die seine gelegentliche Verwechslung mit der so gänzlich verschiedenen Rosskastanie, Erzeugerin des Spielzeugs und Wurfballs der Kinder, verursachen konnte, welche selbst dem bescheidensten Pflanzenkenner ein Lächeln abnötigt, um so mehr da wohl in Gestalt und Farbe der Frucht, nicht im mindesten aber in ihrem Geschmack, vom Gesamtbilde der Holzart ganz abgesehen, Veranlassung zu einer Täuschung vorliegt: *Castanea* gegen *Aesculus*. Weit abweisen will ich in Ihrer Aller Namen die Vorstellung, dass eine Baumart, in der Linné die nächste Verwandte, ja sogar eine Gattungsgenossin der Buche sah, etwa für identisch mit dem bei uns allerdings bekannteren schönblühenden Strassen- und Alleebaum zu halten sei, den wir am häufigsten schlechtweg Kastanie nennen. Trotzdem gipfelt oft genug noch ein Irrtum in der wahrhaft ungeheuerlichen Annahme, die Maronen seien das Produkt jener feineren, rotblühenden Form von *Aesculus*, welche der Gärtner als *rubicunda* kennt und welche Sie, wenn nicht anderswo, so doch als Einfassung des Goldfischteichs im Tiergarten oft genug gesehen haben werden.

Andrerseits irrt man wieder, indem man in der echten Kastanie (*Castanea vesca*) eine absolut südliche und daher nicht winterharte Spezies erblicken will, am ehesten wohl deshalb, weil ihre Früchte aus wärmeren Klimaten, aus Italien und vom Oberrhein her, zu uns gelangen. Wie selten wir den Baum auch hierorts gepflanzt antreffen, so widersteht derselbe doch nicht allein unseren härtesten Wintern, sondern reift auch so gut wie alljährlich reichliche Fruchternten. Der letztverflossene Sommer, dem meteorologisch nicht viel Gutes nachzusagen ist und welcher unserer heimischen Weinlese so ungünstig war, hat hierfür aufs neue den befriedigendsten Beweis abgegeben. Die Kastanien, welche Sie hier sehen, sind echt märkisches Produkt; zwar reiften sie auf der genannten Seeinsel diesmal nicht gerade in sonst gewohnter Fülle, doch aber in hinlänglicher Menge an daselbst zahlreich stehenden Stämmen, die, seit länger als 30 Jahren auf leichtem Boden fröhlich vegetierend, bereits ansehnliche Höhe erreicht haben. In wärmeren Sommern werden die Früchte übrigens grösser.

Die echte Kastanie, der Kästenbaum der Süddeutschen, findet sich vor den Thoren Berlins im Humboldthain als Wahrzeichen des Südens von unserem unvergesslichen Gartendirektor Meyer mit Vorliebe angepflanzt. Ältere Bäume davon, wenn auch in geringer Zahl, weist der Tiergarten auf. Von diesen ist, man sagt beschwichtigend durch ein jedenfalls beklagenswertes Versehen, einer der schönsten, ein mehrstämmiger, nah beim Hofjäger stehend, auf Grund der so radikalen jüngsten Durchforstungen gefällt worden. Ich kenne Knaben, die alljährlich von seinem Ertrag sammelten und assen. Sie werden ihm eine Thräne nachweinen, vielleicht auch mit mir die von Landschaftsgärtnern

und Gartendirektoren nicht immer geübte Schonung seltenerer Bäume für die Zukunft ernstlich anraten. Nicht einzelnen, nein hunderten, selbst tausenden von Spaziergängern, gehen solche, ihnen liebgewordene Bäume, verloren. Der Victoriapark besitzt noch keine *Castanea*. Zwar ist dies Gehölz schwer verpflanzbar, aber ich möchte dasselbe als Decernent doch für baldige Anpflanzung daselbst empfehlen, bin auch erbötig, ein paar junge Exemplare davon zur Vervollständigung des Baumbestandes abzugeben. Möchte doch das von mir am Tegeler See gegebene Beispiel anderweitig zur Nachfolge anspornen. Ein Wort noch zu den anwesenden Damen, die ich als die vortrefflichsten der Hausfrauen und als die berufenen Vertreterinnen des häuslichen Herdes verehere. Diese wissen die Kastanien, wenn auch als ein Produkt der Fremde, wohl zu schätzen, sie werden es noch mehr thun, wenn sie derselben erst als einer heimisch gewordenen Frucht gegenüber stehen. Wie anheimelnd platzen nicht deren goldbraune Schalen, auf eiserner Schippe knisternd, über offenem Feuer geröstet, um dann mit frischer Butter genossen zu werden. Notabene, wo ist denn jetzt noch offenes Feuer? Höchstens da, wo noch ein Kamin in der Wohnung glüht. So ist denn die reichlichste Gelegenheit zur erwähnten Prozedur uns durch die obligatorische Einführung hermetisch verschliessbarer Thüren an unseren Kachelöfen geraubt worden.

Die intimste Wahlverwandtschaft der Kastanie aber zieht sie zum Geschlecht der Schwimmvögel. Nicht zwar zur Gans, für deren Füllung im Gänsebraten märkische Sitte immer den Apfel vorschreiben wird, wohl aber zur Ente, die als Ersatz ihres Eingeweides eine Farce von Kastanien unbedingt für die schmackhafteste erklären wird. Mit vorgebundener Serviette vor einer solchen Schüssel sitzend, lernt man den stolzen und schönen Baum, dem in unserer Sprache unwandelbar das Adjektiv echt anhaftet, doppelt lieben. Dann überlassen wir uns auch gern der Erinnerung an jene lieblichen, lichtgrünen Haine, die mit wunderbar sanft schattenden Kronen, am Südabhang der Alpen eine weite Region bildend, uns als majestätische Vorhalle den Eingang zu Italien eröffnen. Angenehm munden als Leckerbissen die *Marrons glacés* feiner Desserts, aber freudiger noch hören wir, vom Gebirge niedersteigend, die Kastanie in lombardischer Redeweise als den Brotbaum der ärmeren Volksklassen nennen und als solchen preisen. Die Polenta, glaube ich, entnimmt ihren Rohstoff eben so oft der Kastanie wie dem Maismehl. Soviel für heut von der Kastanie, deren Einbürgerung, seit lange schon begonnen, die märkische Pomona von dem neu tagenden Jahrhundert erwartet.“

Bei der hierauf sich entspinrenden Debatte machte Herr Direktor Dr. Otto Reinhardt auf einen sehr gewaltigen, fruchttragenden Maronenbaum von seltener Schönheit im Schlossgarten zu Wernigerode am Harz aufmerksam, Herr Dr. Bolle auf die riesenhaften Maronen-

bäume in Süditalien, deren Stamm im höchsten Alter unseren uralten Linden ähnelt, Herr E. Friedel auf die wahrhaft gigantischen Maronenbäume im Kanton Tessin z. B. nahe Lugano sowie auf die schönen hochstämmigen Maronenbäume der sonst so baunkahlen nordfriesischen Insel Föhr aufmerksam, welche sich an der geschützteren Ostseite der Insel nahe dem Seebade Wyck befinden. Auch citirte Herr Friedel aus Bethge: „Die Hohenzollern — Anlagen Potsdam's“, 1888, S. 154 folgende Stelle: „Die Muschelgrotte (in Sanssouci) ist mit sehr starken Platanen und einer sehr alten Akazie (Exemplare der ersten Einführung) geziert. Zu beiden Seiten der Terrassen ziehen sich mit Rottannen untermischte Kastanienhaine vom Kanal bis zum Plateau hinauf. Im westlichen Haine, nächst der Plateaumauer, stehen zwei sehr alte 1786 gepflanzte Maronen (*Castanea vesca*).“

E. Unser neues Mitglied Herr Postrat a. D. Steinhardt aus Burgwall bei Treuenbrietzen schickt zur heutigen Sitzung sehr schöne hochstämmige Stengel eines tropischen Rispengrases sowie eine Photographie ein, welche dasselbe 8 bis 12 Fuss hoch als Dickicht in seinem innerhalb des altwendischen Burgwalls an geschützter Stelle gewachsen anschaulich darstellt, und schreibt dazu folgendes:

„Durch einen Bekannten, der früher in Caracas (Venezuela) gewohnt hatte, erhielt ich in diesem Frühjahr eine Portion Samen des Zuckerrohrs mit dem Anheimstellen, einen Kulturversuch damit im freien Lande zu machen. Der Samen ist auch bei Joseph Klar, Berlin C., Linien-Strasse 80, 20 Gramm für 2 Mark, die Portion für 20 Pfennige, zu erhalten. Da ich seit Jahren Paprika, Eierfrucht (aubergine, *Solanum Melongena*), Artischocken und Tomaten trotz der kalten Lage am Nordabhang des Fläming mit gutem Erfolg kultiviere, zögerte ich nicht mit der Anstellung des Versuchs. Aussaat Anfang Mai (zugleich mit Mais) in humusreichem tiefgründigen guten Boden an zwei Stellen, deren eine gut gedüngt, die andere nur tief gelockert war. Die Pflänzchen entwickelten sich genau so wie der unmittelbar daneben stehende Mais bis etwa zum August. Dann überholte das Zuckerrohr den Mais an Höhe und setzte gegen Ende August Knospen an. Mark und Saft fingen nun an leicht süsslich zu schmecken. Ein Nachtfrost im September, der Gurken und Bohnen tötete und den Mais stark mitnahm, schadete dem Zuckerrohr fast gar nicht. Es zeigte sich erheblich widerstandsfähiger gegen einen solchen schnell vorüber gehenden Frost als die genannten Pflanzen. Die stärkeren Oktoberfröste töteten dann auch das Zuckerrohr. Dasselbe hatte inzwischen die Knospen zu deutlichen Blütenkolben entwickelt; freilich waren die Blüten, die nach Vilmorin eine 30—80 cm lange pyramidale Rispe bilden sollen, nicht voll entwickelt, auch hatten Mark und Saft nicht die volle Süsse gewonnen, wenn sie auch unverkennbar süss schmeckten. Der Anbau zur Zuckergewinnung ist in unserem Klima ausgeschlossen. Als Viehfutter dagegen ist dies Zuckerrohr verwendbar; Pferde fressen es gern; wegen der spröden und harten, dem Rohr ähnlichen Stengel haben wir es Schweinen nicht angeboten. Ein Kulturversuch in kaltem und minder gutem (Roggen-)

Boden schlug fehl. Die Pflanzen blieben klein und schwach, wurden auch versehentlich zu früh abgemäht. Als Dekorationspflanze ist dies Riesen-zuckergras unbedingt da zu empfehlen, wo sonst Mais und *Arundo Donax* angewandt werden. Ich hoffe, im nächsten Jahre die Versuche wiederholen zu können.

Nach Besichtigung der Pflanzen gab hierauf Herr Dr. Carl Bolle sein Gutachten dahin ab, dass es sich nicht um das echte und eigentliche Zuckerrohr (*Saccharum officinarum*), sondern um sehr schön und stattlich gewachsene Exemplare der Zucker-Moorhirse (*Sorghum saccharatum*) handele, die im südlichen subtropischen China und in Indien angebaut wird. Diese Zuckermoorhirse steht als ein Rispengras dem Zuckerrohr allerdings systematisch nahe, ist aber biologisch betrachtet härter gegen rauhe Witterung, als das nur im Plantagenbau, nirgends mehr wild nachweisbare frostweichere Zuckerrohr, obwohl nicht zu leugnen ist, dass letzteres in ausnahmsweise warmen Teilen Siziliens mit Erfolg angebaut wird. Dies *Sorghum saccharatum* ist früher auch bei uns als Futterpflanze angepriesen, doch weiss Herr Dr. Bolle keinen Ort anzugeben, wo der Versuch neuerdings im Grossen gemacht worden ist, so dass wir das Anpflanzungsunternehmen unseres Mitgliedes Steinhardt nur begrüssen können. Jedenfalls hat er bewiesen, dass diese überaus stattliche Grasart noch das südeuropäische Pfeil- oder Pfahlrohr (*Arundo Donax* L.) an malerischer Wirkung in Gruppenbeeten u. dgl. übertrifft. Die Photographie und die Rohrproben werden mit Dank für die Sammlungen des Märkischen Provinzial-Museums übernommen.

F. Herr Robert Mielke berichtet über eine neue Blockkirche in der Mark:

Vor einigen Jahren sprach ich an dieser Stelle über eine Blockkirche in Burschen; eine andere habe ich dann s. Z. in der Zeitschrift „Die Denkmalspflege“ (1899, S. 78) beschrieben. Jetzt bin ich in der glücklichen Lage, eine dritte bekannt zu geben. Schon als ich über die von Burschen einige Mitteilungen in der Vossischen Zeitung machte, ging mir von einem unserer Mitglieder, Herrn Lackowitz, die Nachricht zu, dass sich eine solche Blockkirche in dem Dorfe Eschbruch befinden sollte; doch war es mir nicht möglich, über dieselbe etwas Näheres zu erfahren, namentlich blieb es mir zweifelhaft, ob dieselbe noch vorhanden wäre. Erst in diesem Sommer ging mir eine Mitteilung aus Eschbruch direkt zu, nach der die Kirche nicht nur noch vorhanden, sondern sogar mit einem Strohdach gedeckt wäre. Gewiss ein ganz seltener Fall! Eine strohgedeckte Blockkirche in der Mark „Brandenburg“ noch Ende des 19. Jahrhunderts im Gebrauch! Es war in der That so; eine einfache, turmlose, nur aus einem Schiff bestehende Blockkirche steht in Eschbruch, einem Dorfe, so abseits jeder grossen Strasse, dass ihre Entdeckung eigentlich nur von einem Zufall gemacht werden konnte.

Im Äusseren schmucklos, ist dagegen das Innere von schönen Holzarbeiten, darunter auch einem hölzernen Kronleuchter, sehr reich ausgestattet. — Vor einigen Jahren noch war in der Mark keine Blockkirche bekannt; jetzt kennen wir eine aus dem 15. Jahrhundert, eine aus dem Ende des 16. oder dem Anfange des 17. Jahrhunderts und nun noch eine dritte aus der Mitte des vorigen. Während wir aber bei jenen nur auf Schätzungen angewiesen sind, können wir bei der Eschbrucher Kirche das Alter genau angeben, denn das Dorf selbst ist erst Mitte des vorigen Jahrhunderts als Kolonie unweit der Netze angelegt und die Kirche vermutlich gleich in dieser einfachen Form errichtet worden. Im Osten der Mark haben wir also eine dauernde Überlieferung der Blockbautechnik, die aufs neue die alte Warnehmung beweist, dass diese Technik selbst eine nur geringe Entwicklung zulässt. Indem ich mir weitere Mitteilungen vorbehalte, möchte ich an dieser Stelle die am Orte angefertigten Aufnahmen zur Ansicht auslegen.

G. Demnächst hielt Herr Sekretär Ferdinand Meyer, Ehrenmitglied der „Brandenburgia“, den nachfolgenden durch bildliche Darstellungen unterstützten Vortrag, betitelt:

Geschichtliche Rückblicke auf den Stadtteil Alt-Kölln.

Wenn es gilt, altdeutsche Städtepracht zu preisen, deren Baudenkmäler nur auf einer grossen geschichtlichen Unterlage erstehen konnten, so müssen wir im Hinblick auf unsere deutsche Reichshauptstadt verstummen. Nur wenige Überreste sind es, die sich aus alten Zeiten herübergerettet haben in das Wogen und Treiben des modernen Verkehrs, in den Glanz der aufgestiegenen Kaiserstadt. Aber sprechen hier auch nicht die Steine von Karl dem Grossen, zeugen weder althehrwürdige Dome noch hochgiebelige Patrizierhäuser von einst gebietenden Prälaten und angesehenen Geschlechtern, so redet die Geschichte doch um so lauter und gewaltiger von dem schnellen Emporsteigen unserer Vaterstadt aus nur unbedeutenden Anfängen.

Sechshundertzweiundsechzig Jahre waren am letztverwichenen 28. Oktober entschwunden, seit das Territorium unseres Stadtteils Alt-Kölln aus dem Dunkel der Vergangenheit zuerst hervortrat. Am 25. Januar 1237 fand zwischen den beiden Urenkeln Albrechts des Bären, den Markgrafen Johann I. und Otto III., und dem Bischof von Brandenburg der Abschluss eines Vertrages über Erhebung des Zehnten und die kirchliche Oberaufsicht in den neuen Landesteilen des Barnim und Teltow statt, welche beide Markgrafen von dem slavischen Fürsten Barvin oder Barnim erworben hatten, wozu auch die Gegend Berlins gehörte. In jenem Vertrage wird der hinzugezogene Pfarrer Symeon als „Plebanus de Colonia“ bezeichnet, und in einer zweiten Urkunde, vom 29. April 1247, erscheint derselbe Symeon als „Prepositus de

Colonia juxta Berlin“. Wir haben es sonach mit einer Präpositur von Köln zu thun, welches bereits als Mittelpunkt eines Kirchenkreises und daher als Stadt erscheint, die ihr Recht von Spandow erhielt, während Berlin sein Stadtrecht von Brandenburg überkommen hatte. Hiernach dürfte die Erhebung Kölins und des erst 1247 erwähnten Berlins zu Städten in die Zeit von 1225 bis 1232 fallen.

Die deutschen Ansiedler, welche bereits zur Zeit Albrechts des Bären oder doch bald nach dessen Tode bis an die Spree vorgedrungen sein mögen, dann sich des Überganges zwischen den beiden einander zustrebenden Landzungen im Zuge des späteren Mühlendamms durch eine brückenkopfähnliche Befestigung auf dem rechten Spree-Ufer „to dem Berlin“ versichert hatten, bildeten die Bürgergemeinden der beiden neugegründeten Städte.

In grauer Vorzeit umstanden in Köln die Hütten der wendischen Fischer und Ackerbauer ringförmig den Hügel, auf dem der Sage nach ein Götzentempel sich erhob, der dann einer dem heiligen Petrus, als Schutzpatron der zum Christentum bekehrten Wenden, geweihten Kirche weichen musste.

Die eigentliche Bürgerschaft bestand aus deutschen Handelsleuten, Gewerbetreibenden und freien Grundbesitzern, deren 14 Hausstellen am Fischmarkt und an der Wasserseite der Fischerstrasse lagen, während die geringere Klasse der bekehrten Wenden oder Schutzverwandten in Zinsbuden wohnte, oder in den entlegenen Winkel der Fischerstrasse sich zurückgezogen hatte.

Über die ursprüngliche Verwaltung dieses Gemeindewesens ist uns etwas Zuverlässiges nicht überkommen; doch lässt sich vermuten, dass die Schöffen und Ratsleute unter der Leitung des Schulzen erwählt wurden, und zwar nur auf ein Jahr, nach dessen Ablauf sie ihre Nachfolger ernennen mussten.

In jener Urkunde vom 29. April 1247 wird neben dem Probst Symeon in Köln auch der Schulze von Berlin, Marsilius, als Zeuge genannt. Von den Landesfürsten eingesetzt übte er den Blutbann und die Zivilgerichtsbarkeit; neben ihm hatten die aus der Bürgerschaft gewählten Schöffen, vier in Berlin und drei in Köln, das von ihm zu verkündende Recht zu finden.

Das so gehegte Gericht fand in der Nähe der Rulandssäule auf dem einzigen Marktplatze (dem späteren Molkenmarkte), und zwar vor dem Hause No. 13 statt, woselbst jenes Sinnbild der höheren Gerichtsbarkeit bis zum Jahre 1448 gestanden haben soll.

Die Stätte des ältesten Kölnischen Ratsstuhles am dortigen „Fischmarkt“ lässt sich mit Bestimmtheit nicht angeben. Es wurde vermutet, dass dies der Ort gewesen, wo das jetzt abgebrochene Rathaus gestanden, dessen zuerst 1525 Erwähnung geschieht, in welchem Jahre

mit dem Bau des neuen Ratsstuhles und der Harnischkammer begonnen wurde.

Als vor nunmehr 10 Jahren der Abbruch des Hauses No. 5 am Köllnischen Fischmarkt bevorstand, richtete sich die Aufmerksamkeit auf den älteren Teil jenes Gebäudes, den mit einem Sterngewölbe versehenen Raum, welchen man als eine Kapelle und auch als Köllnische Gerichtslaube bezeichnete. Die Sterngewölbebogen stiegen von Konsol-Halbfiguren auf, denen Buch und Beil als Attribute beigegeben waren. Wenn nun auch angeführt wurde, dass jene Attribute auf den im Mohrenlande hingerichteten Apostel Matthias sich bezögen und im Wappen des Berliner Probstes Matthias, eines Mitgliedes der dem Berlinischen Stadtreiment angehörigen Familie vorkämen, so liess es der Regierungsbaumeister Borrmann bei einer seitens des Vereins für die Geschichte Berlins vorgenommenen Besichtigung doch zweifelhaft erscheinen, ob das alte Bauwerk aus dem 15. Jahrhundert als eine Hauskapelle anzusehen sei. Eine in Anregung gebrachte Wiedererrichtung, wie die der Gerichtslaube des Berlinischen Rathauses im Schlosspark von Babelsberg, ist unterblieben.

Die Wichtigkeit des Platzes (Kölln) hatte alsbald, wie in Berlin, eine weitere Ausdehnung und Befestigung erforderlich gemacht. Bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts begann die neue Köllnische Stadtmauer mit einem Turm am Ende der Fischerstrasse, und zog sich in der jetzigen Häuserflucht der Friedrichsgracht bis über das Spreegässlein hinweg, dann in einem Knie über den Schlossplatz vorlängs der heutigen Schlossfront bis zu einem starken Abschlussturm am Spree-Ufer hin, welcher erst im Jahre 1682 abgebrochen wurde.

Am Ende der jetzigen Ross-(ursprünglich Roscher-)Strasse, zwischen No. 14 und 15 derselben, befand sich das Köpenicker Thor, ein viereckiges „Thorhaus“ mit hölzerner Aufzugsbrücke. Einen zweiten Durchlass gewährte das Teltowsche, später Getrauden-Thor. Vor demselben lag eine langgestreckte Insel im Graben, auf der ein runder Turm sich erhob, und da wo die Strasse ins offene Feld mündete — zwischen No. 7 und 10 des Spittelmarktes — stand das eigentliche viereckige Thorhaus.

Gleichzeitig mit diesen Anlagen erfolgte auch diejenige der Mühlen vor dem bereits erwähnten Damm zwischen den beiden Schwesterstädten. Ursprünglich waren es ihrer vier mit je fünf Gängen versehene Mühlen: die Köllnische-, Mittel-, Klipp- und Berlinische Mühle, auf denen auch die Dörfer in der Umgegend zu mahlen verpflichtet waren. Im Besitze der Landesherren, gewährten sie denselben eine reiche Vermehrung der Einkünfte. Am 2. Januar 1285 schenkten die Markgrafen Otto V. und VI. „zum Wohl ihrer Seelen und Vergebung ihrer Sünden sowie zur Mehrung des Gottesdienstes“, der Parochialkirche zu Kölln, deren Pfarrsystem sich übrigens bis Mittenwalde über den Teltowschen Kreis

erstreckte, eine jährliche Hebung von 2 Wispeln Roggen aus der Kölnnischen Mühle zu ewigem Besitze. Dagegen sollte der jedesmalige Pfarrer oder Probst verpflichtet sein, an jedem Tag in jedem Jahre eine Messe in aller Frühe oder in der Morgendämmerung zu halten.

Damals wurde die Kölnnische Probstei gemeinsam mit der Berlinischen nur von einem Probste verwaltet, welcher sich abwechselnd Probst von Berlin oder von Kölnn nannte, bis dann im Jahre 1319 Kölnn in allen geistlichen Dingen der Berliner Probstei unterworfen wurde. Erst die Kirchenreformation (1540) rief die Probstei Kölnn aufs neue ins Leben.

Am 24. Dezember 1317 war in der Petrikirche die Stiftung des „Elenden“- oder Jacobi-Altars erfolgt, dessen Priester in jeder Messe der Markgrafen Hermann und Johann sowie aller in paupertatis exilio, „in der Armuth Elend“, d. i. der hier arm in der Fremde Verstorbenen zu gedenken hatte. Die Elendengilde ging bald nach der Kirchenreformation wieder ein.

Die erste Kölnnische Parochial(Petri-)kirche haben wir uns als ein schlichtes, den noch vorhandenen und ebenfalls im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts errichteten Dorfkirchen zu Tempelhof, Marienfelde und Herzfelde ähnliches Bauwerk zu vergegenwärtigen. Sie war, wie die noch erhalten gebliebenen ältesten Reste des graniteneen Unterbaues an der Westseite von St. Nicolai, aus demselben Material erbaut, welches in riesigen Geschieben über die märkischen Waldebenen zertreut lag und auch zu den Ringmauern der beiden Städte verwendet wurde. Dreischiffig mit höherem Mittelschiffe, ragte an der Westseite ein breiter oblonger Turm auf; das mit einfachem Holzwerk überdeckte Innere wurde durch kleine Fenster in den starken Mauern erleuchtet.

Mit der Ausbreitung der Bettelmönchsorden begann alsdann die baukünstlerische Thätigkeit derselben auch in Berlin-Kölnn sich geltend zu machen. Zunächst war es der Franziskanerorden, welcher als kleiner Konvent bereits seit 1250 in Berlin ansässig gewesen, im Jahre 1271 mit dem Bau seiner herrlichen, in Backsteinen errichteten Klosterkirche diese niederländische Bautechnik hier zuerst einführte. Dann erbauten die Dominikaner oder „schwarzen Brüder“ um das Jahr 1280 in Kölnn ihre stattliche, zweitürmige Klosterkirche auf dem noch wüsten „Domplatz“. Im Knie der Stadtmauer errichtet, erstreckte sich dieselbe bis zum heutigen Schlossbrunnen.

Damals zeigte Berlin bereits sieben bebaute Strassen auf, während Kölnn deren nur drei besass: die wegen ihrer Lage am frühesten entstandene Fischerstrasse, die vom Petriplatz aus bis zur heutigen Neumannsgasse und dem „Spreegässlein“ auf beiden Seiten mit Häusern besetzte Brüderstrasse und die „Grosse“ oder heutige Breite Strasse. Sie war nur an der westlichen Seite bebaut, während die Gärten der Grundstücke sich bis zu dem unbebauten Teile der Brüderstrasse

erstreckten, dessen Regulierung erst im zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts erfolgte.

Die Bebauung dieser Strassen konnte nur, wie alle auf mühsam erobertem Slavengebiet von eingewanderten Kaufleuten, Ackerbürgern und Handwerkern besetzten Städte der Mark, eine schlichte, den hauptsächlichsten Erfordernissen entsprechende gewesen sein. Nach Analogie anderer Städte bestanden die mit den schmalen Giebeln der Strasse zugewendeten Kaufmannshäuser aus überhängenden Stockwerken und waren nach Sachsenrecht durch eine dazwischen liegende Feuergasse getrennt. Völlig verschieden dagegen waren die Häuser der Ackerbürger gestaltet, neben denen die Dungstätte, auf dem Hofe die Viehställe und Scheunen sich befanden. Die Handwerker dagegen betrieben ihre Hantierungen in Buden, die doppelreihig in den Strassen standen und den Verkehr bedeutend verengten. Häuser und Buden waren mit Schindeln, Rohr oder Stroh gedeckt, und nur selten befand sich ein offener Ziehbrunnen vor den Bürgersteigen.

Das Übergewicht, welches die von den Landesherren gleich bei der Gründung bevorzugte Schwesterstadt Berlin durch eine grössere Dotation von Ländereien und Gerechtsamen besass, zu denen namentlich die Erhebung des Köllnischen Ruten- und Hufenzinses — ersterer für die Wohngebäude nach ihrer Frontlänge an der Strasse —, ferner der Niederlage und des Stättegeldes gehörten, drohten alsbald die politische Existenz der kleinen Inselstadt zu gefährden. In dieser Erkenntnis beschlossen der Rat und die Bürgervertretung einen völligen Anschluss an Berlin herbeizuführen. Letzteres, das in dieser Verbindung zur Zeit des sich entwickelnden Faustrechts eine Stärkung seiner Wehrkraft und zugleich seines Ansehens nach aussen erblickte, zeigte sich dieser Verbindung nicht abgeneigt, und so führten denn die Verhandlungen zu jenem Vertrage, den Markgraf Hermann am 20. März 1307 in Spandau bestätigte.

Den Bestimmungen desselben entsprechend, erfolgte nunmehr die Einsetzung eines gemeinschaftlichen, von beiden Städten erwählten und vom Markgrafen bestätigten Rates. Dieser bestand aus zwölf regierenden Ratmannen von Berlin und deren sechs von Kölln, und hatte auf einem gemeinschaftlichen Rathause seinen Sitz. Nur in gewöhnlichen Polizeisachen und lokalen Einrichtungen verblieb jeder der beiden Räte eine für sich abgesonderte Behörde.

Jenes gemeinschaftliche Rathaus wird in einer Urkunde vom 17. Juli 1365 als „Rathhus by der nyen Brüggghen tzwischen byden Steden“, und sodann im 15. Jahrhundert „by der langen Brüggghen“ bezeichnet. Jedenfalls war die Brücke um das Jahr 1307 neu erbaut worden. Sie erstreckte sich über die damals noch breitere Spree vom Schlossplatz bis zur Heiligegeiststrasse und führte daher ihre spätere Bezeichnung mit Recht; wie sie denn auch den alleinigen Wagenverkehr

zwischen den beiden Städten vermittelte, weil der Mühlendamm nur von Fussgängern benutzt werden durfte. Dass nun das gemeinschaftliche Rathaus auf der Grenze zwischen beiden Städten gestanden hat — nach Fidicins Annahme da, wo das Standbild des Grossen Kurfürsten sich erhebt, — lässt sich nach mittelalterlichem Rechtsprinzip wohl annehmen; denn kein Bürger von Köln, und vice versa, hätte in Berlin sein Recht nehmen können. Auch der alte Schöffenstuhl der Klinke zu Brandenburg befand sich auf der Havel zwischen beiden Städten. 2

Mit der mehr und mehr zunehmenden Herrschaft trachteten die „weisen crefftigen“ Ratmannen beider Städte in den unbeschränkten Besitz des Schulzengerichts und des dem Markgrafen zustehenden Blutbannes oder Blutgerichts zu gelangen. Nachdem sie ersteres am 31. Januar 1391 für 6 Schock Groschen und viertelshundert Schock böhmischer Groschen von dem Stadtschulzen und markgräflichen Münzmeister Thile Brügge erworben, erklärte der Markgraf, er wolle ihnen zugleich seine eigenen Rechte, welche ihm daran zugestanden, dergestalt abtreten, als ob er des Kaisers Genehmigung dazu hätte.

Die furchtbare Strenge, mit welcher der Rat den Blutbann ausweislich des bis zu dem verhängnisvollen Jahre 1448 reichenden Verzeichnisses der bestraften Verbrecher handhabte, mag ihre Erklärung in den rohen, vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Sitten der damaligen Bevölkerung finden. Gemeiner Diebstahl wurde mit dem Strange, Kirchendiebstahl mit dem Rade bestraft; doch wird im Jahre 1437 wegen dieser Übelthat Hans Brasche, welcher aus der Petrikirche einen Kelch gestohlen hatte, nur enthauptet, weil er ein „Stadtkind“ war und die Gewerke Fürbitte für ihn gethan hatten. Die letztere Strafe stand auf Mord, Brandstiftung, Friedens- und Ehebruch, während Kuppelei, Falschmünzerei, Vergiftung oder Zauberei und falsches Würfelspiel auf dem Scheiterhaufen ihre Sühne fanden. Noch sind unter den 121 Verurteilten innerhalb jener fünfzig Jahre zwei Frauen aufgeführt, welche wegen schweren Diebstahls lebendig begraben wurden, und zwei Missethäter, deren Enthauptung wegen Verkaufs von Kindern an Juden erfolgte. Ausserdem erlitten 37 Personen wegen Lüderlichkeit, Schabernacks, Unfugs und Ungehorsams die Strafe des Staubbesens, Ohrabschneidens und der Verbannung aus beiden Städten.

Eine neue Periode in der Geschichte Berlin-Köllns trat nach Unterwerfung derselben durch den willenskräftigen Fürsten ein, dem die Zeitgenossen den Beinamen Friedrich „mit den eisernen Zähnen“ gegeben. Der Bau seiner festen Burg zu Köln an der Spree, deren Grundstein er am 31. Juli 1443 selbst gelegt und deren Beendigung 1451 erfolgte, hatte diese Unterwerfung besiegelt.

Mit Trennung der beiden Städte ging die Gerichtsbarkeit nebst dem gemeinschaftlichen Rathause auf den Kurfürsten über, welcher das

obere Gericht von seinem Hofrichter oder Vogt und den aus der Bürgerschaft gewählten, vom Landesherrn bestätigten Schöffen verwalten liess. Jeder der beiden Magistrate, denen nur die Polizeiverwaltung und die Aufsicht über die Gewerke verblieb, ging auf sein eigenes Rathaus zurück.

So war, auch durch Entziehung der Mühlen-, Zoll- und Niederlagegerechtigkeiten, die weithin berühmte Handelsstadt, deren Macht und Wohlstand sie fast einer freien Reichsstadt gleichgestellt hatte, zu einer Landstadt herabgesunken. Doch gewährte es beiden Städten immerhin einen bedeutenden Vorteil, dass der Kurfürst seine Hofhaltung nach dem neu erbauten Schlosse zu Kölln verlegt hatte, welches er zu seiner Residenz erhob; mindestens war dies den Bürgern von grösserer Wichtigkeit als das Vorrecht, „mit rothem Wachs zu siegeln“, welches ihnen zwei Jahre später in Gnade und Huld zugesichert wurde.

Damals standen in Kölln 312 Wohngebäude (in Berlin 724) nebst den noch innerhalb der Stadt belegenen Scheunen, so dass sich für Kölln eine Einwohnerzahl von nahezu 1900 Seelen annehmen lässt. In der Breiten Strasse waren an der bis dahin noch ungebauten Spreeseite im 15. Jahrhundert die Bürgerhäuser No. 32—37 (der heutige königliche Marstall) entstanden, und jedenfalls befanden sich die im alten Stadtbuche erwähnten beiden Strassenbrunnen schon damals vor dem heutigen Marstallgebäude und an der Ecke der Neumannsgasse, ehemals „Heyses Gässlein“ benannt, in welcher sich 7 Hausbuden befanden, von denen die Mehrzahl zu jenem Eckhause (No. 9) gehörten. Im übrigen wurden die Breite- und Brüderstrasse von den vornehmen Bürgern bewohnt, wie dies auch die Abbildungen einiger recht stattlichen Gebäude aus dem 17. Jahrhundert bekunden.

Die Bezeichnung „Born“ für die offenen Strassenbrunnen dürfte wohl keinen Anspruch darauf erheben. Zu jedem derselben gehörte eine Anzahl von Hausbesitzern, denen die Unterhaltung durch eine vierteljährliche Beitragszahlung von „zween“ Groschen oblag. Ebenso hatten die Mieter, welche „in Feuersgefahr die Brunnen ebenfalls genossen“, vierteljährlich 1 Groschen, wer aber aus Bequemlichkeit Wasser aus einem andern Brunnen holen wollte, zu seiner Unterhaltung ebenfalls einen Beitrag zu geben.

Verweilen wir noch bei den Strassenbrunnen, deren Kölln im Jahre 1607 nur 15 besass (Berlin deren 36), die aber während des 30jährigen Krieges verschlammten, so war es der Grosse Kurfürst, welcher einen Rohrmeister aus Küstrin kommen liess, um die Stadt mit neuem Quellwasser zu versehen. Verunreinigungen des Brunnenwassers wurden mit Gefängnis, Pranger und Halseisen bedroht. Besonderer Erwähnung geschieht jener beiden Brunnen in der Breiten Strasse: der „rote“ vor No. 35/36 war mit Schindeln überdeckt und mit Knopf nebst Fahne geziert; der vor No. 9 wurde mit einer Kette gezogen und hatte

ein Schieferdach. Beiläufig sei noch erwähnt, dass am 19. Juli 1672 in dieser Strasse 13 Soldaten wegen Diebstahls „durch die Spiessruthen gejagt“ wurden. (Wendlandsche Chronik.)

In der Gertraudenstrasse, die noch im 15. Jahrhundert bis zum Petriplatz „am Teltower-“, dann „am Gertrauden-Thor“ hiess, lag hart an der Stadtmauer der köllnische Stadthof, die castra stativa der Stadtknechte, welche namentlich während der Nacht über die Ruhe und Sicherheit der Stadt zu wachen hatten; hier waren auch die Pferde und Rüstwagen der Stadt untergebracht.

Die Rüstwagen standen in Beziehung zur Harnischkammer des Köllnischen Rathauses, deren Neubau mit dem des Ratstuhles 1527 erfolgte; denn schon seit Gründung beider Städte waren die Bürger zum Schutze derselben verpflichtet.

„Bürger und Bürgerinnen sollen in ihren Häusern Waffen haben, ein jeglicher nach seinem Vermögen; Niemand soll der Stadt Waffen, Armbrüste, Büchsen und Büchsenpulver verleihen; und wenn es noth ist, so sollen die Bürger selber gehen zu den Mauern und vor dem Thore sitzen. Käme es aber vor, dass beiden Städten Dienst geboten würde oder dass es ihnen noth thäte zu dienen, da sollen wir von beiden Städten einer dem andern helfen, als wir treulichst vermögen. Und wer von den Rathmannen im Waffendienste oder zu einer Rathversammlung oder einem Landtage reitet, denen wollen wir Bürger stehen für jeglichen Schaden, wenn sie dem Hauptmanne, welchem sie anbefohlen worden, gehorsam gewesen sind.“

So lauteten die Bestimmungen, wie sie das alte Stadtbuch uns aufbewahrt hat.

Wenden wir uns der Gertraudenstrasse wieder zu, so kann dieselbe als die „via triumphalis“ Alt-Köllns bezeichnet werden.

Ein Siegeseinzug war es, als Kurfürst Friedrich I. am 18. Oktober des Jahres 1415, vom Konzil aus Konstanz zurückgekehrt, durch das Teltower Thor seinen feierlichen Einzug hielt, dem dann am 20. Oktober im „hohen Hause“ zu Berlin die Huldigung der Stände folgte: „Wir schwören Herrn Friedrich und seinen Erben, Markgrafen zu Brandenburg, eine rechte Erbhuldigung, als einem rechten Erbherrn getreu und gehorsam zu sein, als uns Gott helfe und seine Heiligen!“

Dann erfolgte hier im Jahre 1533 der feierliche Triumphzug des Kurprinzen Joachim, welcher dem Kaiser im Feldzuge gegen die Türken brandenburgische Hülfsstruppen zugeführt und wegen seiner Tapferkeit den Beinamen „Hector“ erhalten hatte.

Noch möge im Hinblick auf den am 13. dieses Monats in Aussicht gestellt gewesenen Weltuntergang einer Prophezeiung gedacht werden, nach welcher vor 374 Jahren zwar nicht die Welt, aber doch Berlin

und Kölln durch ein grausames Unwetter der gänzlichen Zerstörung hätten anheimfallen müssen.

Stöffler, ein berühmter Astrolog, hatte für den Februar 1524 die Zerstörung der Erde durch eine Sündflut aus dem Umstande geweissagt, dass eine Konjunktion des Saturn, des Jupiter und Mars im Zeichen der Fische eintreten werde, was zuverlässig eine grosse Wasserflut bedeute. Der gefürchtete Tag verging heiter und schön, und auch den Berlinern war ein schwerer Alp von der Brust gefallen. Nur Kurfürst Joachim II., welcher von dem „gelehrten“ Carion heimlich in Kenntniss gesetzt war, dass Stöffler sich in der Zeitberechnung geirrt habe, und dass erst am 15. Juli 1525 nicht die Welt, wohl aber Berlin und Kölln zu Grunde gehen würden, sah diesem Tage mit Bangen entgegen. Schon in der Frühe desselben begann ein reges Leben im kurfürstlichen Schlosse, bis die Pforten desselben sich öffneten und der Kurfürst mit dem gesamten Hofstaate durch die Breite- und Gertraudenstrasse zum Teltower Thore hinaus nach dem höchsten der Köllnischen Weinberge (dem heutigen Kreuzberge) fuhr, um dort die Dinge zu erwarten. Die lutherisch gesinnte Kurfürstin Elisabeth hatte ihren Gemahl begleiten müssen, ohne dass sie es gewagt, ihn zu einer besseren Ueberzeugung zu bringen. Erst als der gewitterschwüle Tag zur Rüste ging, stellte sie ihrem Gemahl vor, wie wenig geziemend es seiner Würde und seinem Christentum sei, sich durch dergleichen Prophezeihungen schrecken zu lassen, und bewog ihn zur Rückkehr nach der Stadt. Inzwischen hatten sich die Gewitterwolken zusammengezogen — ein Blitzstrahl zuckte in der Nähe des Schlosses hernieder, den Wagenlenker und die Pferde der kurfürstlichen Karosse erschlagend.

So berichtet Haftiz mit dem Hinzufügen: „Sunsten hat das Wetter keinen Schaden mehr gethan.“

Wenden wir uns der Gertraudenstrasse wieder zu, so war der Köllnische Stadthof mit seinen alten Gebäuden an der Strassenfront in diesem Zustande bis zum Jahre 1729 verblieben, als ihn ein gewisser Noe-Grand erwarb und neu bebauen liess. Jetzt erhebt sich dort, No. 13 und 14 sowie Friedrichsgracht 47, das stattliche Gebäude der Degenerschen Erben. Ein anderes vornehmes Gebäude, No. 16, dessen umfangreicher Garten sich bis zur Stadtmauer erstreckte, besass im 16. Jahrhundert Konrad v. Thümen; im folgenden Jahrhundert bewohnte es der Statthalter v. Putlitz, dann erbaute es Gerlach 1734 in seiner noch heutigen vornehmen Gestalt für Splittgerber; jetzt besitzen es die Schicklerschen Erben.

Der gegenüber gelegene „Platz an der Petrikirche“ wurde über die Brüderstrasse hinaus der „Hundemarkt“ genannt. Nicolai bemerkt hierzu: „Da auf diesem Platze nie ein öffentlicher Markt gewesen, und man doch diese Benennung sowie auch die der „Hundebrücke“ (jetzige

Schlossbrücke) schon seit den ältesten Zeiten findet, obgleich von beiden gar keine Veranlassung vorkommt, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass sie noch von der Verjagung der Wenden herrühren, welche bekanntlich von den christlichen Eroberern Hunde benannt wurden.“ Dem muss entgegengestellt werden, dass bei der im 16. Jahrhundert allgemein herrschenden Liebhaberei zur Jagd hier wirklich Hunde verkauft wurden; wie denn auch Hainhofer, welcher 1617 auf seiner Durchreise nach Pommern wiederholt in Köln verweilte, ausdrücklich anführt, dass der Weg vom Werder, woselbst die kurfürstlichen Jagdhunde im Jägerhause (auf der Stätte des heutigen Deutschen Reichsbankgebäudes) untergebracht waren, über die „Hundsbruggen“ geht, „darüber man die Jagdhunde fueret“.

Von der Gertraudenstrasse ging zunächst die Grünstrasse nur bis zur Spree. Hier stand an dem Eckhause No. 14 die sogenannte Tasche: ein starker Turm in der Stadtmauer, hinter welcher die Strasse einen schmalen Ausweg hatte. Dann war im 16. Jahrhundert neben dem Turm eine Wasserpforte angelegt, die allabendlich geschlossen wurde; einige Hausbuden auf der anderen Strassenseite gehörten zum Gertraudenhospital ausserhalb der Stadtmauer.

Als dritte Querstrasse fand sich bereits im 14. Jahrhundert die sogenannte Lappstrasse, heutige Petristrasse, vor, in deren Hausbuden die kleinen Handwerker oder Lapper, Flickschneider und -Schuster wohnten.

Zwischen der Grün- und Rossstrasse hiess die Gertraudenstrasse „Hinterm Bernauer Keller“, in welchem dem Rat die alleinige Berechtigung zustand, fremde Biere auszuschänken.

Wie bereits erwähnt, waren der Ratstuhl und die Harnischkammer von 1525—1527 erbaut worden, nachdem Joachim I. den Bürgermeistern und Ratleuten beider Städte, „um Gehorsam und Furcht unter ihren Mitbürgern zu erhalten“, das obere und untere Gericht unter Vorbehalt der fürstlichen Obrigkeit wieder verliehen hatte.

Seitdem findet sich in den Chroniken nur selten eine Aufzeichnung über Exekutionsvollstreckungen in Köln vor, während solche zahlreich vor der Berliner Gerichtslaube vollzogen wurden. Die grausame Strafe des Säckens an Kindesmörderinnen und unsittlichen Frauenzimmern, die man in einen Sack steckte und ins Wasser stürzte, fand in Köln von der Langen Brücke aus, in Berlin vor dem alten Spandauer und Stralauer Thore statt. So war am 3. Juli 1581 ein Weib, „so zwei ihrer in Unehren erzeugte Kinder erdrücket, versäuft worden, und seindt neun Personen mit in die Spree gefallen, aber doch gerettet worden.“

Von den Enthauptungen vor dem Kölnischem Rathause sei nur die im September 1637 vollzogene mitgeteilt: „Den 8. September ist“, so meldet das Chronicon Berolinense, „Bürgermeister Johann Wedigen

zu Kölln aufm Rathhause von Hans George von Hacke, zu Machenow auf dem Sande Erbsassen, um einer Schuld, so er nicht vom Bürgermstr. sondern vom Rathhause aus der Contribution zu fordern gehabt, mit einem kurzen Hirschfänger in zwey Stichen, den einen auf der rechten Seiten in den Unterleib hinein und auf der linken Seiten wieder durch, den andern gleichfalls hinein und hinten bei den Lenden wieder herausgegangen, jämmerlich zur Erde gestreckt, also dass er des folgenden Morgens um 8 Uhr seinen Geist aufgegeben. Dieser grausame Tod ist geschehen um 2 Uhr Nachmittags. Der von Adel ist hernachmals auf einer Bühne vor dem Köllnischen Rathhause enthauptet und folgend nach Machenow geführt worden. Das Urtheil brachte zwar mit, dass ihm erst die rechte Hand sollte abgehauen werden, allein er ist in diesem Punkt begnadigt worden.“

Noch sei einer sonderbaren Exekution gedacht, die Wendland in seiner Chronik folgendermassen schildert: „Den 20. Mai 1676 musste Ernst Stacho zu Cölln auf'm Fischmarkt 5 Stunden auf dem Esel daselbst reiten. Ihme ward zu sonderbahren Schimpf die H... und Diebskarre 3 mahl um den Esel geführt; solches geschahe bei volkreicher Versammlung.“

Aus dem Jahre 1581 meldet die Chronik, dass zur Zeit der Kindtaufe des am 30. Januar geborenen „jungen Herrleins“, Sohn des Kurfürsten Johann Georg, nach voraufgegangenen Turnieren und Mummereien vor der Stechbahn, in den Trinkstuben und im Schuhhause des Köllnischen Rathhauses das Hofgesinde tagelang gespeiset wurde, wozu eine grosse hölzerne Küche vor Christoph Meyenburgs Thür, gegenüber dem Rathause, aufgebaut war.

Jenes Schuhhaus (schuhuss), woselbst die gewerblichen Erzeugnisse der Gildemeister zum Verkauf ausgestellt wurden, soweit sie nicht in der Behausung oder auf den Märkten abgesetzt waren, stand unmittelbar hinter dem Rathause, und zwar zwischen dem Küster-, dem Wehemutter- und Kunstpfeiferhause am Petrikirchhof.

Die Kunstpfeifer spielten auch auf dem Tanzboden des Rathhauses auf, welcher 1583 gleichzeitig mit der Renovierung der Gerichtslaube vor dem Rathause abgetüncht wurde. Auf demselben ging es bei festlichen Gelegenheiten oft hoch und lustig her, wie denn auch die Tanzlust unseren Altvorderen scheint angeboren gewesen zu sein, denn es musste ihnen durch spezielle Reskripte das Tanzen auf den Strassen nach dem Läuten der Abendglocke bei Strafe untersagt werden.

Wie auf dem Berlinischen, so auch fand auf dem Köllnischen Rathhause die Aufführung geistlicher Komödien statt. Von einer solchen berichtet die Chronik der Köllner Stadtschreiber: „1585, den 20. Juny, hat Georgen Pondow, Domküster, die Comedia von den drei Männern im feurigen Ofen aufm Cöllnischen Rathhause agirt.“

Im Jahre 1612 musste das Rathaus neu, 1656 aber wieder umgebaut werden. Als dann im Jahre 1709 unter der Ratsstube eine Waage angelegt werden sollte, stürzte das Gewölbe unter der Ratsstube ein und das Gebäude musste gänzlich abgetragen werden. Am 27. Mai 1710 erfolgte die Grundsteinlegung zu dem neuen Gebäude, welches nach dem Plane König Friedrichs I. das gemeinsame Rathaus für die vereinigten Magistrate der verschiedenen Stadtteile werden sollte. Nach des Königs Tode blieb indes der Bau liegen und wurde nur insoweit vollendet, als er noch bis zu seinem jetzigen Abbruch vorhanden war. Friedrich Wilhelm I. hatte nämlich die Vereinigung der sämtlichen Magistrate im Kölnischen Rathause nicht genehmigt, sondern den Berliner Magistrat in seinem Rathause belassen.

Im Souterrain nach der Breiten Strasse zu befand sich, wie aus einer Abbildung hervorgeht, schon im Jahre 1836 eine Militairwache bis zum Jahre 1848.

Richten wir den Blick auf die Rossstrasse, so erstreckte sich noch zu Ende des 17. Jahrhunderts der zum Feldmarschall Derfflingerschen Eckhause am Kölnischen Fischmarkt No. 4 gehörige Grundbesitz bis zur heutigen Schornsteinfegergasse. Hier waren die jetzigen Grundstücke No. 28 bis 31 mit Hausbuden besetzt und bildeten den von einer Mauer begrenzten Hof des Hausgebäudes. Die Geschichte dieses denkwürdigen Hauses lässt sich bis auf das Jahr 1545 verfolgen, in welchem es der Bürgermeister von Köln, Andreas Grieben, bis zu seinem 1573 erfolgten Tode besass. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gehörte es dem kurfürstlichen Münzlieferanten Werner Eberhard, und von diesem gelangte es als Deckung einer von demselben veruntreuten Summe von 8816 Thlrn. 3 Gr. 3 Pf. an den Grossen Kurfürsten, welcher es seinem Generalfeldmarschall „zur Ergötzung und Vergeltung für treunützliche Dienste während des gegen die Krone Schweden in Holstein geführten Krieges, während dessen er kein Traktament erhalten“, verlieh.

Jenseits der Schornsteinfeger- und Rittergasse stand, zwischen No. 14 und 15 der Rossstrasse, das Köpenicker Thor, durch das man auf einer den Spreearm überspannenden Brücke zwischen Gärten und Stadtfeldern im Zuge der heutigen Schäferstrasse bis zur Kottbuser Strasse und -Damm entlang über Rixdorf nach Köpenick gelangte.

Auf dieser Heerstrasse zog Gustav Adolf, welcher zum Entsatze des von Tilly bedrohten Magdeburg mit seinem siegreichen Heer vorgedrungen war, am 1. Mai 1631 durch die Ross- (damalige Roscher-) und Breite Strasse nach dem kurfürstlichen Schlosse, um mit seinem Schwager George Wilhelm die Unterhandlungen wegen des Durchzuges der schwedischen Truppen fortzusetzen.

Dem Festungsbau des Grossen Kurfürsten musste auch das Köpenicker Thor weichen; es wurde jenseits der Brücke in die „Köpenicker Bastion“ verlegt. Als dann im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts die dortigen Festungswerke verschwanden, erfolgte die Anlegung der Neuen Rossstrasse. Das nunmehr auf der Thorstelle errichtete Gebäude Wallstrasse 25 erhielt als Wahrzeichen jenes Simsonrelief, dessen Bedeutung nach und nach in Vergessenheit geriet, so dass der, einen Thorflügel auf seinen Schultern tragende Simson in der Sage zu einem armen Schuhmacher degradiert wurde, welcher ein Lotterieloos sicherheits halber an die Stubenthür geklebt und, als dasselbe mit dem höchsten Gewinn herausgekommen, sich mit der Thür nach dem Lotteriegebäude begeben hätte. Nach dem vor mehreren Jahren erfolgten Abbruch des altersschwachen Gebäudes wurde das Relief an der Fassade des neuen stattlichen Hauses angebracht.

Das bereits erwähnte, neben dem Derfflingerschen Hause am Köllnischen Fischmarkt No. 5 befindliche Gebäude kann als ein frühes Besitztum der angesehenen Bürgermeisterfamilie Matthias nicht angesehen werden; denn einmal war diese Familie in Berlin ansässig und ihre Mitglieder gehörten als Bürgermeister dem dortigen Rat an, dann aber besass dasselbe noch 1567 der Senator (Ratmann) Fuhrmann, im 17. Jahrhundert ein gewisser Gerike, und demnächst befand sich hier in dem Tautischen Hause der ansehnliche Gasthof zum „Schwarzen Adler“.

Wenn Küster angiebt, dass Zar Peter I. 1697 auf seiner Durchreise nach Holland mit einer grossen Gesandtschaft in diesem Gasthofe bewirtet worden sei, so trifft dies nur bezüglich der letzteren zu. Peter der Grosse, indigniert über das Benehmen der Frankfurter Studenten bei seiner Anwesenheit in Küstrin, war, um ähnlichen unliebsamen Scenen zu entgehen, incognito in einer „Chaise rotonde“ durch das Georgenthor (vor den heutigen Königskolonnaden) am 20. Juli früh hier eingetroffen. In einen, damals nur von vornehmen Personen getragenen, roten Mantel gehüllt und den Kopf in die Wagenecke gedrückt, fuhr er am Schlosse und am Dom vorüber dem Tiergarten zu, woselbst Halt gemacht, gespeiset und sodann über Spandau die Reise fortgesetzt wurde.

Nach dem am 25. Februar 1713 erfolgten Ableben König Friedrich I. traf Peter der Grosse zum andern Male hier ein und begab sich mit dem neuen Thronfolger Friedrich Wilhelm I. in die Domkirche (auf dem Schlossplatz), um an dem Katafalk des Verewigten zu verweilen. Die äusserst prächtige Ausstellung machte auf den Zaren einen tiefen Eindruck. Nach Anordnung Eosanders von Göthe ausgeführt, ist uns eine in meinem Besitz befindliche graphische Abbildung des Katafalks in dem hinteren Teile der „Cathedral-Kirche“ erhalten geblieben.

Bezüglich des Gasthofs zum „Schwarzen Adler“ sei des weiteren bemerkt, dass in demselben 1711 von Amtswegen die Versteigerung fremder Weine stattfand, wie nachfolgende Bekanntmachung ergibt: „Es wird jedermänniglich hiermit zu wissen gemachet, dass den 16. Februar in Cölln, im schwarzen Adler, unten im Keller allerhand Rhein- und Moseler Weine öffentlich verauktioniret und den Meistbietenden vor baar Geld zugeschlagen werden sollen, und wird damit so lange kontinuiert werden, bis alle Weine verkauffet seyn. Wer nun Lust und Belieben hat, welche zu kauffen, kann sich am gesetzten Tage in obgedachtem Keller einfinden.“

Über obgedachtem Keller des späteren Neubaues sprudelt jetzt die — „Erste Aschingersche Bierquelle“.

Gegenüber, No. 2 am Kölnischen Fischmarkt, befand sich die älteste Kölnische Apotheke; und zwar verlieh Kurfürst Joachim II. unterm 19. Juni 1556 seinem Leibarzt Dr. Augustin Steel das Privilegium mit der Berechtigung, allerlei Wein und Bier einheimischen und fremden Gewächses um baare Bezahlung ausschänken zu dürfen. Steel verpachtete nunmehr die Apotheke an den späteren Ratskämmerer Georg Krause, und nach Steels Tode brachte der kurfürstliche Münzmeister Michael Aschenbrenner 1580 dieselbe käuflich an sich. Nach des letzteren Ableben überkam sein Schwiegersohn Peuzer die Apotheke mit dem erweiterten Privilegium, dass keinem Bürger oder Einwohner, ausgenommen an den freien Jahrmärkten, gestattet sein sollte, Gewürz, Konfekt, Zucker, gefärbtes Wachs und andere Spezereien zu halten und zu verkaufen. Insbesondere war das öffentliche Feilhalten derselben den Landstreichern, Steinschneidern und Zahnbrechern streng verboten. Peuzer, welcher am 28. August 1640 im Alter von 83 Jahren verstarb, war zweimal verheiratet; in seiner ersten 29jährigen Ehe wurden ihm 22 Kinder, in seiner zweiten 14jährigen Ehe 4 Kinder geboren. Nach mehrfachem Besitzwechsel ging die Apotheke gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, nachdem sie die Bezeichnung „Zur goldenen Kugel“ erhalten hatte, an Thormann, dann an Leddihn über, bis sie nach der Rossstrasse verlegt wurde.

Nach diesem allgemeinen Überblick kehren wir zur Ecclesia forensis Coloniae zurück. Sie stand bis zum Jahre 1378, in welchem sie ganz in Backstein nach dem Muster der schönen St. Stephanskirche zu Tangermünde neu erbaut wurde. Dieser Bau, nach wiederholten Renovierungen 1675 erneuert, blieb ohne Turm. Als dann Friedrich Wilhelm I. das Gotteshaus 1717 gänzlich hatte umgestalten lassen, erfolgte sieben Jahre später der Turmbau, welcher 1730 bereits eine Höhe von 302 Fuss erreicht hatte, als in der Nacht des 29. Mai, wie der Chronist berichtet, das Donnerwetter in den Turm einschlug, wodurch noch vierzig umherliegende Häuser verbrannt und einige Menschen getötet wurden. Nach

Probst Reinbecks ausführlicher Schilderung soll der Blitzstrahl, angezogen von der 42 Fuss hohen und 26 Centner schweren eisernen Helmstange, dreimal eingeschlagen und gezündet haben, worauf das Gewitter, all seiner elektrischen Materie entladen, gänzlich aufhörte. Mit dem Brandschutt der eingäscherten Kirche liess der praktische Monarch den damals bei der „Grössen Pomeranzen- (der heutigen neuerbauten „Kaiser Friedrich-) Brücke“ beginnenden Weidendam aufhöhen und verbreitern. Bereits im Jahre 1733 konnte das wieder erstandene Gotteshaus eingeweiht werden, dessen Turm im folgenden Jahre bereits eine Höhe von 250 Fuss erreicht hatte. Doch mit grösster Eilfertigkeit aufgemauert, stürzte er in der Nacht des 25. August in sich selbst zusammen, glücklicherweise nur die Attika, das Hauptgesims und die Pfeiler nach der Brüderstrasse zu beschädigend. Wohl liess der König einen Neubau beginnen, doch gelangte derselbe nur bis zum Glockenhaus; die Weiterführung unterblieb durch das Hinscheiden Friedrich Wilhelms und durch den Ausbruch des ersten schlesischen Krieges.

Solchergestalt erscheint das im damals „edelsten Geschmack“ erbaute Gotteshaus auf einer bildlichen Darstellung aus der Franzosenzeit, 1807. Dann wiederum in einer Nacht, zum 20. September 1809, durch eine Feuersbrunst zerstört, ging erst vier Jahrzehnte später die heutige, nach den Strackschen Entwürfen erbaute Petrikirche ihrer Vollendung entgegen.

Werfen wir noch einen Blick auf jene bildliche Darstellung, so schiebt sich in der Brüderstrasse (linker Hand) ein Kellerhals weit auf den Bürgersteig vor. Jener führte zur „Baumannshöhle“, in welcher Gotthold Ephraim Lessing mit seinen Freunden „beim Saft der Trauben“ zu verkehren pflegte. Nach dem Küfer der damals Maurerschen Weinhandlung hatte Lessing jene Stätte bezeichnet; den von ihm benutzten Holzschemel bewahrt das Märkische Provinzial-Museum, während das Haus, wo nach damaligem Ausdruck „Weingäste gesetzt wurden“, ebenso wie die Wohnstätte des „nordischen Michelangelo“ Andreas Schlüter (Ecke der Neumannsgasse) in den Riesenbau des Hertzogschen Kaufhauses aufgegangen sind.

Fünf Jahrhunderte waren an der in eine Schloss- und Domkirche umgewandelten Dominikanerkirche vorübergezogen; sie hatte den Joachimischen Schlossbau des Kaspar Theiss überlebt, in welchem der sogenannte „Grüne Hut“ an der Spreeseite noch an die „Zwingburg“ Friedrichs des Eisernen erinnert. Als dann mit dem Schlüterschen Schlossbau begonnen wurde, fielen die Kirchhofsmauern des Domes, die eingefallenen Gräfte wurden ausgefüllt, die umliegenden Buden nach dem Werderschen Markt verlegt und der freie Platz gepflastert.

Im Jahre 1747 begann die Kirche auf der südlichen Seite sich dergestalt zu senken, dass die obere Mauer um neun Zoll vom Fundamente

abwich. In Anbetracht dieses Umstandes und da der Schlossplatz durch die Kirche sehr beengt wurde, entschloss sich Friedrich der Grosse, den Dom abbrechen und auf der andern Seite des Schlosses eine neue Kirche erbauen zu lassen. Nachdem am 16. Juli jenes Jahres die letzte Predigt gehalten war, begann der Abbruch. Da zeigte sich, wie der Chronist berichtet, „die Tüchtigkeit und Festigkeit der alten Mauern; die Steine zersprangen eher, als dass der Kalk nachgegeben, was bei der heutigen Art zu mauern wohl angehen möchte. Es haben grosse Stücke heruntergerissen und gestossen werden müssen, welches dann ein gewaltiges Krachen und Erschütterung der herumgelegenen Gegend und Gebäude verursacht.“

Das alte kurfürstliche Gewölbe mit den Leichen blieb bis zur Herstellung des Gewölbes im neuen Dom erhalten; ausserdem fand man in dem nach der Stechbahn zu gelegenen Gewölbe gegen 200 Särge vor.

Von dem „weit berühmten“ Geläute hatte die grösste der zehn Glocken, das „lange Stück“ genannt, ein Gewicht von 375 Centnern. Ihre Inschrift lautete: „Gottes creatur sint zvar alle gut — wohl dem der sie recht gebrauchen thut. Andreas Köpffel aus Lothring: M.D.XXXVII.“ Die Glocke, welche von sechs Männern getreten, der Klöppel aber von zwei Personen angezogen werden musste, machte mit ihrem Klange die „umliegenden Quartiere erzittern“. Nachdem sie zehn Jahre unter einem Verdeck vor der Schlossapothek gestanden, wurde sie für 6773 Thaler nach Holland verkauft. Die zweitgrösste Glocke, die „Bernauische“, welche Joachim II. von dort auf Walzen hatte hierher bringen lassen, zersprang beim Leichenbegängnis der Königin Sophie Charlotte (1705); sie wurde umgegossen und hängt im Kirchturm zu Krossen. Aus der drittgrössten Glocke sind vier im Glockenspiel der Potsdamer Garnisonkirche befindliche Glocken gegossen worden.

Am 8. Oktober 1747 war der Grundstein zum neuen Dom am Lustgarten gelegt worden, den Friedrich Wilhelm I. in einen Parade- und Exerzierplatz verwandelt hatte.

Nachdem der Bau der neuen Schloss-, Oherpfarr-, und Domkirche vollendet war, erfolgte vom 25. bis 27. Dezember die Überführung von 49 fürstlichen Särgen aus der alten Gruft. Nicht mehr vorhanden waren die Särge Johannis (Ciceros), Joachims I. und der beiden Gemahlinnen Joachims II. sowie der Mutter desselben. Unter dem steinernen Estrich inmitten der Kirche fand sich ein Gewölbe mit Schädeln und Gebeinen vor, von denen man annahm, dass sie nach dem Verfall der fürstlichen Särge dort gesammelt worden seien.

Der Lustgarten allein bildet eine Staatengeschichte. Umschlossen von dem Palladium der Hauptstadt, den Tempeln der Kunst und den Hallen der Andacht des imposanten, seiner Vollendung sich nahenden

Domes, verkündet auch jene Stätte die staunenswerte Entwicklung der Residenz.

So stiegen denn Alt-Köln und mit ihm Berlin, einst von Friedrich dem Eisenzahn so tief gedemütigt, unter demselben ruhmreichen Herrschergeschlecht zur Kaiserstadt auf! —

Dieser Vortrag wurde mit grossem Beifall aufgenommen.

Der Sitzung folgte eine zwanglose Zusammenkunft in dem Hickelschen Restaurant, Potsdamer Strasse 13.

Kleine Mitteilungen.

Der „tote“ Mann bei Berlinchen. Am Wege zwischen Berlinchen und Chursdorf liegt im Walde ein Reisighaufen. Kinder und alte Leute werfen im Vorübergehen einen Zweig darauf, „weil es so Sitte ist“. So wird er immer höher. Dort ist vor vielen Jahren ein junges Mädchen erstochen worden; der Mörder entfloh; der Verdacht, die That begangen zu haben, lenkte sich indessen auf einen Förster. Man hatte nämlich beobachtet, dass dieser nicht weit von jener Stelle und etwa zu der Zeit, als der Mord geschehen sein musste, sein Jagdmesser in einem Graben abwusch. Der Förster wurde daraufhin des Mordes angeklagt und auch verurteilt. Weil er aber nicht gestand, auch die That ihm nicht ganz sicher nachgewiesen werden konnte sperrte man ihn nur ins Gefängnis. Nach einer Reihe von Jahren bekannte endlich der wirkliche Mörder auf dem Sterbebette seine ruchlose That, und der Förster erhielt nun seine Freiheit zurück. — Mitgeteilt durch den Kgl. Förster Rohde, Försterei Woltersdorf bei Bernau, 4. 10. 98.

O. Monke.

Nachtrag zu Riedebeck (Kr. Luckau) von Scharnweber. Nachdem die grosse Glocke (Schweineglocke) am Borchelt gefunden war, sollte selbige nach Luckau gebracht werden. Auf einer Schleife versuchten die Städter die Glocke wegzufahren, aber sie waren dazu nicht imstande trotz aller Pferde und Ochsen, die man von Luckau geholt hatte. Da kam ein alter Gutsknecht aus R. mit zwei abgetriebenen Gäulen daher und als er die Quälerei der Luckauer sah, legte er die alten und müden Tiere vor die Schleife, die dieselbe ohne Beschwerde nach R. zogen und vor der Kirchthür stehen liessen. Da verzichteten die Luckauer Bürger auf die Glocke.

An grossen Feiertagen und wenn der Wind nach dem Borchelt zu weht (also nach N.W.) dann ruft die Glocke beim Läuten:

Sau . . gewühl

Han . . gescharrt.

Scharnweber.